

# Die Rolle der



# DIE ROTE ERDE

## Monatsschrift für Kunst und Kultur

Herausgeber: Karl Lorenz / Rosa Schapire

### Inhalt

	Seite		Seite
Schmidt-Rottluff / Der Heilige, Original-Holz-schnitt.....	154	Felixmüller/Frau am Fenster, Original-Holz-schnitt	171
Karl Lorenz / Den Novembertoten .....	155	Friedrich Wolf / Sühne .....	173
Oskar Maria Graf / Gedichte .....	156	Erna Gerlach / Gedichte .....	174
René Schickele / Rede vor Mitternacht .....	156	W. Titze / Traum, Original-Holz-schnitt .....	175
Karl Lorenz / Gedichte .....	158	Karl Lorenz / Die jungen Menschen, Zweiter Umkreis .....	177
Schmidt-Rottluff / Männlicher Kopf, Original- Holzschnitt .....	159	W. Titze / Badende, Original-Holz-schnitt .....	181
Erna Gerlach / Michael .....	163	Georg Britting / Kinonovelle.....	185
Felixmüller / Paar, Original-Holz-schnitt.....	165	Rosa Schapire / Schmidt-Rottluffs religiöse Holzschnitte .....	186
Rudolf Mense / Traum der Völker .....	168	Paul W. Eisold / Das bist Du .....	188
Paul W. Eisold / Gedichte .....	169	Karl Lorenz / Die Kampfbühne in Hamburg..	189

DAS TITELBLATT HAT KARL SCHMIDT-ROTTLUFF IN HOLZ GESCHNITTEN

Die Rote Erde ist durch jede bessere Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlag zu beziehen. Es erscheinen 12 Hefte im Jahr. Eine Vorzugsausgabe in 100 Exemplaren wird auf gutem Papier gedruckt. Bezugspreis: Einzelheft Mark 3.—, im Jahresabonnement 12 Hefte Mark 30.—, Vorzugsausgabe jährlich 12 Hefte Mark 250.—

Einsendungen sind zu richten: Literatur-Beiträge an Karl Lorenz, Wandsbek, Manteuffelstraße 42. Graphische Sendungen an Dr. Rosa Schapire, Hamburg 21, Osterbeckstraße 43. Unverlangten Sendungen ist Rückporto beizulegen. Zur Besprechung eingesandte Werke werden in keinem Fall zurückgesandt.

### Kunstschau Hansa-Werkstätten, Hamburg, Gr. Bleichen 28

Leitung: Hofrat Theodor Brodersen — Leiter der graphischen Ausstellung: Viktor Singer — Inhaber: Eugen Wittorf

Ständige, monatlich wechselnde Ausstellungen  
von Gemälden, Plastiken, Kleinkunst, Graphik und Kunstgewerbe

#### NOVEMBERSCHAU:

Gemälde: CESAR KLEIN, A. HELBERGER — Graphik: SELLA HASSE, EMIL MAETZEL, HANS FOERSTER  
Englische und französische Künstler: RAFFAELLI, LEHEUTRE, HEDLEY FITTON u. a.

VERLAG: DIE ROTE ERDE, HAMBURG 1, ALSTERTHOR 2









Schmidt-Rottluff: Der Heilige



# DIE ROTE ERDE

## Monatsschrift für Kunst und Kultur

1. Jahrgang

Hamburg November 1919

Heft 6

### Karl Lorenz / Den Novembertoten

Über allen Fenstern hängt der Flor novemberbetrübtter Trauer. Über kindschwingendem Lächeln schreitet die tagezurückdrängende Gebärde fiebernder Mütter! In den Straßen begegnet sich der unendliche Wille, jubelgepeitscht! Träume tragen sich Gräbern voran! Eure weißen Hände fassen in Blut tief hin! Und das? Das alles, alles? . . . Ich schaue aus den Sternen nieder! Ich, . . . Das Schieberblut röchelt vor den öffnunggeneigten Fieberbazillen! Das, das! Das Voruns, Inuns; das Umunsheran! Und, in den Straßen klappern die träumenoch einmalaufgeschreckten Fiebergebeine! Das: Mitdengräbernindenstraßenherumgehen! Herrliche Fahnen! Peitschen gen die Nachschlummernden! Peitschen gen die Nochkriechenden! Und, Eure Gelenke leuchten! Und, Eure Schädel glänzen in die Turmstuben das schöne Licht! Und, Eure Finger spielen auf dem Staub die herrlichen Melodien: Licht! Kinder hüllen sich in die voneuchströmende Süße! O, o! Diese lebendige Lichtpyramide, straße-entlang, straßehinauf, hinüber! Unter allen Fenstern gleitet Eure träumende Sehnsucht durch den Einjahrhinausschlaf! Die Mütter tanzen in ihren Gebeten kommender Lichtflut über Euch Dank hinaus! Und, Dein Brustschuß ist die große alle Bogenlampen übertönende Spirale: Licht! Und, Dein verbrütender Rippenschuß ist das unendliche Signal: gen Steine Lichte streuend! Und, Dein Unterdemnabelschuß, Dein Hinterdieohrenschuß, Dein Stirnekreuzschuß: alles kommt so warm über die Herzen wiegender Mütter! Alles kommt so weich über die kindbehütenden Hände Euchdankbarzugeneigter Mütter! Helden Eurer Idee!! Helden Eurer inneren Flamme!!! Und, es harft in den Straßen: Sie leben!!! Sie leben!!! Auf den Flammen unserer Stirnen tragen wir sie jahrehindurch, über Jahrmillionen hinaus! Und, die Fahnen schwenken vor allen Fenstern! Weg mit dem Schwarz geht der unendliche Schrei! Weg! Eure Lippen, gen die Mütter weichhingeneigt! Fort mit dem Schwarz! Alles sei weiß! Alles sei Licht! Unser Bruderschuß in uns! Unser Bruderschuß in den inneren Knochenmelodien unserer Gerippe!

Es sei der letzte Betrug vor der ersten Glückstunde! Das, . . . O, o! Eure lächelnden Seelen! Eure Seelen kreisen über den Flammen Eurer weißen Schädel! Und das, Nochtintertod-Glückindiemenschenstreuen! Und, das Nochtmitfleischleerenknochenglutvordiemenschenfahren! Ich schmelze, inmir zusammenheiß! Nur noch Gebet steht in mir vor den Ranken Eurer letztmöglichen Opfertat! Euer Nichteinmalineuchweinen! Euer nicht einmal Klagehinauslassen! Dies? Rotleuchtende Unendlichkeit! An mir steigt die Scham über erzitternde Hände! In den Straßen aber, tiefsterneuntermir! In allen Straßen flattern die Fahnen Eurer Geisttat lichtlächelndhin! Die Mütter streuen aus allen Fenstern den warmen Schleifen-lächelnden Dank! . . . Und, das: Nunnocheinmal! Nochwiederlängelin! Und, das: Nunwiederlichtdurchallestraßen! Eure Stirnen! Eure Brust, Blut, Nabelunterschüsse: Leuchtend-lächelnde Fontänen, morgenvoran! Euer einzigumeuchhinausgeschraubter Lichtfahne-Überschwang! Spirale Spitzlicht, weitehin! Und, unter den Straßen! Und, von allen Fenstern über den Straßen, querzu, herzhinhinein! Eure Melodie! Euer novembergebrachtes Opfergeläute! Und das Blut! Euer vor Euch voraufdampfendes Blut in den Straßenlidlichtwangen! Euer Euchandampfendes Blut unter Eurem Zusammensank, einjährend, wieder Euchankommend! Dies? Ich sage, Das! Das sage ich vom Sternturm, stille zu Euch! Und geht in Eure Gräber durch den Tausendmüttergesang! Durch den Kinderfür-euchgesang! An Euren Gräbern lächelt die große Tatgeburtwiedergewißheit! Und in den Häusern wiegt es, wogt! Und in dem Lächeln der guten Mütter! Und in dem Lächeln der heißen Kinder! Alles für Euch! Alles für Euch! Über Eure Schädellichte, lächelndhinweg! Das große Dankbewußtsein, Euchhinzu! Das unendliche Dankbewußtsein geht in den Straßen! Steht vor den Türen! Einzige Fahne: Das Millionenlichthinzutreiben! Das Milliardenfüreuchimgebethinsterbenwollen, . . . . . Die Mütter schweigen vor Ihren Kindern in Eurem Licht!



## Oskar Maria Graf / Gedichte

### HEREINBRUCH DER NACHT.

Vom Mond herab bahnt sich ein bleicher Weg.  
Traumtaumelnd falten sich die Gärten auf.  
Ein weißer Sternstrich stürzt sich auf ein Schieferdach,  
Und rotgesengte Fenster warten aufs Verlöschen.  
Taglahmer Häuser müdgejagtes Segelheer  
Hängt schräg am Rand der flachen Ebenen.  
Die aber haben jeden Raum vergessen  
Und fluten hin wie grenzen-inselloses Meer,  
So lastberaubt, so leicht, als wäre nie ein Mensch  
                  gewesen  
Und hätte Ihrem bittern Grund die Frucht entrissen,  
Schweißtriefend, hart, gequält und adamsschwer.

### GEBET.

O Herr, ich bin so irr.  
Hilf mir!  
Das Dunkel ist in mich gefahren,  
Und hat ein Bangen ausgelöst....  
Ich habe jedesmal vorm Schlafengehn  
Zu dir emporgefleht:  
„Sieh Vater, so es dir gefällt,  
Ich gehe fort von dieser Welt,  
Und Sterben ist mir Gnade!“  
So wankten meine Tage abwärts hin  
Und fielen regentropfengleich in unbekanntes Meer.  
Doch Tod kam nicht, und was da wuchs war Qual,  
Nicht einmal Not, nicht einmal Drang....  
O Herr, ich finde keine Worte mehr,  
Und sag nun jedesmal vorm Schlafen her  
Dies eine kleine Wort, so tränengroß  
Und ohnmachtsschwer:  
„Hilf mir!“

### SCHMERZLICHE STUNDE.

Warum, mein Gott muß ich Dich stets als Ding  
          erfassen,  
Das unter andre Dinge fiel und sterben mußte.  
Das war Dein Tod, daß ein Legionenschrei dich  
          horchbereit fand.  
Da warst Du jener, der vom öden Himmel tröstend  
          tiefging.  
Weil ihm Erbarmen leidverwirrte.  
Der Brudertraum trieb dich zur Erde,  
Dich Pilger, der statt Auserwählte Hürden fand! —  
Vordem hat alles Kind in mir in Deine Dunkelheit  
Prangende Augenblicke gebettet,  
Von denen jeder wie kristallnes Sternengeschenk die  
          Nacht durchbrauste  
Und all mein Tun war wie ein Atemhauch von dir.  
Ich wollte dich nicht, tiefster Bruder, unter Vielen  
          wissen,  
Nur in mir oder über uns als Unerkanntes,  
Das, nieerschaut, dem leicht zur Trägheit hingeneigtem  
          Leben Sturmkraft gibt.  
Da brach dein Name abgenützt aus jedem Mund,  
Und es geschah, daß, wo ein Gleichnis kam,  
Du als verfehlter Anfang wiederklangst.  
Da fand das Größte sich im Kleinsten nimmer  
Und Herde sang sich wüst,  
Doch Kind und du beweinten diese Trennung  
Wie einen allzufrühen Muttertod.....

## René Schickele / Rede vor Mitternacht

Punkt halb zwölf Uhr nachts erhebt sich ein Mensch und sagt, daß er die Gesellschaft famos im Zug finde. Es gehe wie der Teufel. Gott und die himmlischen Heerscharen samt ihren irdischen Vertretern hätten endlich Verstand angenommen. Auf der ganzen Erde gebe es nichts Vernünftigeres als gerade sie, und sie blieben auch im Schwung keineswegs hinter irgendwem zurück. Den heiligen Schauer lösen nur noch Militärmusiken aus. Mit Recht: sie allein seien noch ernst zu nehmen. Die Kathedralen mit ihrem ganzen Personal gehörten in die Oper. Hübsche Angelegenheit, die Oper, aber nicht sehr wichtig.

Er, ein Mensch, wundere sich auch nicht mehr über die Fähigkeit, ja die Freude, mit der die verehrten Anwesenden und ihresgleichen so viel Qual ertragen, wäre es auch nur durch ihre außerordentliche Selbstverachtung. Die Zeitgenossen machten zwar insgesamt den Eindruck von Hunden, die unter Peitschenhieben den Freudentanz aufführten, aber sie hier hätten immerhin den choreographisch leichteren Teil auszuführen. Und, bitte, keine Sorge wegen der Zukunft! Habe die kompakte Schlächtereier einmal ein Ende, so würden tausend Pfaffen aller Art schon da sein und die Peitschen schwingen, alte wie neu-modische, und sie würden der Nachfrage nicht genügen.



Er glaube, die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu verdienen. Überdies spreche er mit der Höflichkeit des Verzweifelten. Er wolle nur so viel sagen, daß wir mit der Maschine besser hätten umgehen und unsere Seele hätten salvieren sollen. Statt dessen habe die unsterbliche Seele sich der Maschine angepaßt, habe sich nach ihr geformt, indem sie ihre Bewegungen mitgemacht habe. Unsere Bemühungen seien von Erfolg gekrönt gewesen. Bald hätte man mit Recht vom Atem der Maschine gesprochen und vom Motor unseres Körpers. Wir waren Dynamos, die dachten. Wir produzierten Intelligenz, Herz, Tod und Leben. Die Maschine schien uns zu dienen, indem wir sie bedienten. Und dieses Geben und Nehmen überkreuz und der herrische Luftzug um uns verführte uns, er führte uns immer weiter, viel weiter als wir gedacht hatten. Immer neue Träume entstiegen der metallnen Quelle, und kaum geboren, funkelten sie schon in den Gelenken und entbanden das gemeinsame Werk. Wild und beherrscht entführten sie uns in einem Tummel süßen, ganz hellen Größenwahns.

Es genügte uns nicht. Leider konnte es uns anscheinend auf die Dauer nicht genügen. Wir schwebten — darauf legten die Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten immer eindringlicher den Finger — wir schwebten in der wahrhaft entsetzlichen Gefahr, in Hysterie und in Schlemmerei zu versumpfen.

Es gab eine Unzahl Menschen, die, zumal in den Ferien, nicht mehr wußten, wohin mit sich. Andre lebten wie die Tiere und hatten die von erleuchteten Vorfahren so gut verfaßten Gebete bis auf den Wortlaut vergessen. Große Parteien hatten sich gebildet, die Gott sowohl wie dem Staatsoberhaupt die Achtung versagten. Es mußte etwas für unsere Seele geschehen, die als irgendwie noch vorhanden anzunehmen, nach Aussagen der Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten zwingende Gründe vorlagen. Man sprach viel und sprach solange von der Seele, bis viele es mit einer tobsüchtigen Begierde nach dem Zaubering bekamen. Die Menschheit sollte, die Menschheit mußte in Marsch gesetzt werden zum Paradies. Dies ging umso leichter, als es, wie für das gesamte Leben dieser Zeit, auch dafür nur eines Fingerdrucks bedurfte, um den Automat anzutreiben.

Ich übergehe, daß gleichzeitig niedriger Gesinnung sich für die während des Marsches nach bekannten Gesetzen zu erwartende Umlagerung des Besitzes fleißig einrichteten. Ich übergehe die kindliche Grausamkeit, den Nackenschauer, den die geborenen Glücksjäger herbeiriefen. Ehrgeiz, Hochmut, Neid und nie verjährten Haß, die alle mit im Spiel waren.

Erinnert Ihr Euch an den September 1914? Damals war der Krieg, so wie er gemeint war und wie er

begonnen hatte, beendet. Er lag der Länge nach auf der Nase. Da warf die Angst, die tolle Lebensangst uns auf uns selbst zurück, wir besannen uns auf uns. Da half uns, was wir in Wahrheit noch immer waren, indem wir es im Größten und bis ins Allerletzte wurden. Die Maschine! Die Seele hätte uns nicht versprechen können, daß wir siegten, sie hätte uns nur retten können. Hätte uns das geholfen? Nein, denn wir wollten siegen.

Wir stellten uns unter den Schutz eines Gottes, wie wir ihn brauchten, und statteten ihn, so schickte es sich für einen Gott, mit diktatorischer Gewalt aus. Wissenschaft hieß der Vater, Entmenschung der Sohn, der heilige Geist der Pflicht beschattete die Völker. Logik hieß ihn die Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten, das gemeine Volk erkannte in ihm den „gesunden Menschenverstand“, seinen alten Schmeichler, und jetzt schmückte ihn der Sonnenstrahl aus der fernen Religionsstunde, in ihm lebte ein Nachhall wie vom Kirchengewölbe am Tag der Konfirmation. Organisation hieß die Kirche. Sie sorgte dafür, daß nicht in einen Nachbar plötzlich der Gott fahre und er ausbrechend Verwirrung stifte.

Eine neue Religion wird nicht aus der Kanone geschossen, und so war auch unsre Religion gar nicht neu wie sie aussah, aber dafür blühte ihr — so drückten die heiligen Franziskus und heiligen Theresen der Staatsraison sich aus — blühte ihr eine Bluttaufe und ein Matyrium, wie sie so brennend und in jeglicher Weise furchtbar noch nie gesehen worden war.

Gibt es etwas Logischeres, als den Bau einer Maschine?

Gibt es etwas Vernünftigeres, als die Arbeit einer Maschine?

Stecke die Hand in ihr Getriebe und du wirst erkennen, wie recht die Maschine mit ihrem Recht hat.

Mit derselben Logik kam es zum Krieg, mußte es, wie ihr sagt, zum Krieg kommen, mußte: Ihr ahnt gar nicht, wie Recht Ihr habt.

Die Aufteilung der Welt war unvernünftig. Ihr habt tausendmal recht. Wenn der Krieg erst einmal da ist, bleibt vernünftigerweise nichts Besseres zu tun, als durchzuhalten, als zu siegen, was bedeuten soll: den größtmöglichen Gewinn, irgendeinen Gewinn aus dem Bankerott auf die Seite schaffen. Was könnte wohl, da sie ihr Ende nahe sieht, die Vernunft des Ertrinkenden dagegen einzuwenden haben, daß der Gegner mit in die Tiefe gerissen werde? Etwa, daß er allein nicht weniger und nicht mehr ersaue als in Gesellschaft? Eure Vernunft, die Euch glücklich bis vor diese Frage geführt hat, wird nicht im letzten Augenblick Selbstmord begehen und vor der Unvernunft des Gegners kapitulieren.



Eure Vernunft ist ein Kavalier und die Unvernunft des Gegners sein durchaus standesgemäßer Doppeltgänger.

Statt die Maschinen wie die Haustiere zu halten, die früher Pflug und Wagen gezogen hatten und an irgendeiner Deichsel gegangen waren, wodurch Ihr nicht nur Menschen geblieben, sondern erleichtert, befreit, menschlich gewachsen wäret, statt die Herren Eurer Geschöpfe zu sein, erhoht Ihr sie über Euch und machtet sie zu Eurem schöneren Ebenbild, Ihr dämonisiertet sie, Ihr machtet sie zu Eurem Götzen. Alle Götzen sind Kriegsgötter. Sie leben von Blutopfern und sind den Menschen feind. Im Götzen frißt der Mensch sich selber auf.

Aber, sagte der Mensch und erhob die Stimme, die ruhig blieb, in jener Bluttaufe wird die waffenstrotzende Dreifaltigkeit ersäufen. Dieses Martyrium

wird insgesamt und im Ernst die Religion des aufgeklärten Kannibalismus so tief in die Knie zwingen, daß sie erstickt. Und mit ihr wird eine gute Hälfte der Menschheit an der Überproduktion von Vernünftigkeit zugrunde gehen. Die andre Hälfte wird nicht mehr leben können vor lauter Konsequenz, und eines Tages wird man aus rasendem Verlangen nach der Unvernunft die hervorragenden Maschinenmeister und die andern Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten in die Maschinen werfen und alles zerschlagen, was einer Maschine ähnlich sieht, um darauf in seinem Taumel der Befreiung Obstbäume oder eine echte Schildkröte anzubeten.

Irgendeine verlaute Nachtigall wird Wunder wirken, indem sie die alten Lieder vom Himmel und Hölle anstimmt.

Gute Nacht. Ich wünsche Euch einen guten Schlaf und einen sanften Tod.“

## Karl Lorenz / Gedichte

### DER KRÜPPEL

O, das: Ichweißmichdochnochnicht in einmal rot für  
mich hinausgestelltes Bett zu legen;  
Vor fremden Augen grast mein Blut an langen Türen;  
Die Straßenbahnen jauchzen auf an dem Michleismit-  
rotemspeichel an die Stirne rühren;  
Und das, . . . Ich steh in futterleerem Bett beglänzt  
von zu mir taumelhingestreckten Schlägen, . . .  
Und ewig laß ich mich von grauem Hunde führen!

Und das, . . . Ich stell mich rot in das Anmirvor-  
überhocken;  
Die Damen prickeln sich in rot von Lampen herge-  
strecktem Fluchzerbrechen;  
Mir taumeln Gärten vor der Stirn und Lanzen, . . .  
Mir taumeln in den Wangen blutzerstocht un-  
endlich schreibedeckte Bruderflächen;  
Die Lampen wehn und Straßenbahnen halten die  
Gebärden offen;  
Und ewig immer das Zumir, das ewigzumirstreichelnde  
Versprechen!

Und das, . . . Ich suche mich in meinem Fluchblut  
restlos aufzuschlagen;  
Die Lampen gießen Licht langsam vor mir entlang im  
Straßegaumen;  
Stadtbahnen jauchzen im Gelächter auf vor rotem  
Gaumen;  
Und ewig das Nurflüsterinmichtunvormeinfragen?  
Und ewig dies fürmichgewiegelte: Allein? Und immer  
dies Allein für mich im Du-entfernten hastge-  
wiegelt rotem Gaumen?

Und das, . . . Ich steh; mein Hund kniet still in  
meine Sehnsucht hingekauert;  
Und die einanderzugetränkten Flüster und Gespräche  
Taumeln an mir entlang, gaumen in rotvormichhinaus-  
gestreckter Fläche;  
Und ist denn ewig diese Nacht vor mir wie dunkler  
Siegel Traum vermauert?  
Und wenn ich nun in mir vor meiner Sehnsucht  
plötzlich niederbreche?

Und wenn, . . . Ich taumele im Bluttausch meiner  
ungeheuren Stirne endlos nach ungeheurem Du  
zusammen!  
Und das, . . . Hab ich denn nicht mein Blut in  
Schützengräben hingebettet?  
Und hab ich nicht das Vormir: Taumeln, Gaumen,  
Das? Und hab ich diesem Dunstkranz nicht  
blutend das Leben und Gebein gerettet?  
Ich richte mich empor in mir vor ratlosrötlichem  
Verdammen!  
Und alles Licht kreist über mir, endlos, . . . und,  
Eure Seelen hab ich mitgerettet!

Und, . . . Ich betrachte mich in meinem Wimmern;  
Mein Hund kniet still an mir emporgekauert,  
Mein Atmen rieselt still von meiner Sehnsucht  
angelauert,  
Und ewig diese Ahnungen, nur ahnendes Getränk  
vor roter Stirne Flimmern;  
Und ewig das Vongleichenleidenangedauert!



ligion des auf-  
Knie zwingen,  
ne gute Hälfte  
ion von Ver-  
re Hälfte wird  
nsequenz, und  
Verlangen nach  
schinenmeister  
en Aufgeklärten  
erschlagen, was  
rauf in seinem  
er eine echte

wird Wunder  
n Himmel und  
n einen guten

kniert still in  
und Gespräche  
ormichhinaus-  
ir wie dunkler  
her Sehnsucht

rausch meiner  
ngeheurem Du

mein Blut in

heln, Gaumen,  
nstkranz nicht  
gerettet?  
ratlosrötlichem

os, . . . und,

em Wimmern;  
ekauert,  
er Sehnsucht

ndes Getränk

auert!



Schmidt-Rottluff: Männlicher Kopf







Und das, . . . Ich hebe mich auf meinem Einbein  
in die Höhe;  
Gelächter streift mich aus den Straßenbahnen,  
Und das Nurewiganmirummichhin: Flüstern von  
schönen Mädchen ahnen;  
Und nur mein Hund kämpft still vor mir in gleicher  
Nähe;  
Und das Gelächter nur von roten Straßenbahnen!

#### DER FRIERENDE

Glut-Opfer, glüheschwarz; die Sterne gehn in weißen  
Mänteln auf der grünen Mondterrasse!  
Ich blühe um in meinen schweren, opferbewegten,  
rotinsichaufgehölten Händen!  
Und, immer das: urglase-roter Schein? Immer das  
Du, blutopferklageschwer raunend von wilden  
Wänden?  
Ich wiege, schal, ich wachse im Tumultarm brauner  
Gasse  
Langsam in mir; langsam entlang am braunen Klopfe-  
Tor glüh-Turm-entsagter Wände!

Und, einmal hatt ich Heimat, einmal ein warmes  
Haus! Einmal war meine Heimat: Sonnenbitte!  
Im Frühling ging mein Herz flüsternd vor roten  
Sonne-Träumen!  
Im Frühling hing mein Hauch: einzige Ton-Sirene,  
klopfend vor wiegen Sterne-Räumen!  
So arm? Und alles nun so leer? So einsam schwerer  
Geist, klagegeschwenkt? So kahl im großen  
Leere-Raum entleerter Hütten?  
Das Weinen roter Sterne wiegt vor kahlen Bäumen!

Mondhände gehn mit kalter Schwere in den Wänden!  
Ich neige ein; ich wiege: warmzuwerden!  
Und das: Wie klopft in mir nach warmen Erden  
Immer der große Mond mit weißen Händen?  
Immer der arme Mond im Segnungsrampen meiner  
Du-Gebärden?

Ich geh; die Sterne spülen in mein Haar die leeren  
Tropfen!  
So leer und Leere heiß in allen Händen?  
Dustützendes Gelächter weiden mich an von allen  
Wänden!  
Und das: Wie geht in mir immer das namenlose  
Klopfen?  
Immer das Klopfen: Erde heiß nach meinen Händen?  
Ich, bin! Der Mond sucht mich mit leisem Hauch  
zu trösten!  
Der Mond legt warme Hand in meine Wangen?  
Und das: Wie spielt der Mond auf meinen Wangen?  
Und das: Wie bin ich immer noch zu trösten?  
Wie bin ich immer noch einzig der gute Schwan  
träumend im Fahne-Du-Verlangen?

Ich sinke in den letzten Trost-Raum meiner letzten  
Wärme!  
Der Mond taucht schwarz in meine Stirn-Gebärde!  
Und immer das: Es wird schon gute Erde?  
Ich löse auf; ich schwanke um im letzten, leisen  
klimmenden Tropfen meiner Wärme!  
Und, noch?! Es wird schon einmal gute warme  
Erde!!

#### GANG DURCH DIE STRASSE

Dich-lösche: Du-Fontäne-Strahl; wir zweigen: Du-  
Lächeln-rote Fahne-Stangen  
Auf in den rot unszugelöschten, schwingenden  
Glas-Gebärden!  
Und, wird das alles: grünlächelnder Gesang leuchte-  
bewegter Lampione werden?  
Du glühst im Vormir-Hersturm knüpfendrötlicher  
Verlangen!  
Du? Du!! Und alles, das? Alles so kleine schmie-  
gende Glimme-Erden?

Die Bahn? Das Haus? Die schwebe-schwanke-  
roten lächelnden Lichte-Lampen?  
Wir wehn; vorwärts vor uns; Gedanken graben, weiß,  
lächelnd auf unsern Wangen-Gassen!  
Und, immer noch das Licht: Du-raune-warm, lächelnd  
auf kleinen Narbe-Tassen?  
Ich schau; wir biegen vor; die Bahn schlüpft warm  
blühe vor sich vorauf, warm in den weißen  
Mäntel-Taschen blauer Lampen!  
Und, immer, immer noch: Leuchtend das Licht  
urtrabe-groß fahrend auf schmiegen Schlitten-  
Gassen?

Wir blühn: wir wachsen namenlos in punktgenaue,  
lächelnde Fahnenhöhe!  
Die Bahn schlüpft: warmes Seide-Tier, lächelnd vor  
unsern Händen;  
Die Bahn, Du! Horch! Die Bahn wirft tausend-  
blaue Augen schlüpfend nach allen Wänden!!  
Bahn-Augen wehn, schmiegend vor uns gesenkt,  
glühend in unsre Nähe!  
Und das? Wolln wir, schweigend uns abtun hier;  
schweigend uns hin in weiße Straße wenden?

Ich stauche, steh; Du blühst im Träumen meiner  
Augen-Nester;  
So türme-launend: Träume-Du? So Glühe-Aufgang,  
glühe-weiter?  
Die Bahn schwingt sich im grünen Atme-Rauschen  
weißer Leiter  
Langsam nach vor; leis an die gute, lächelnde An-  
kunfts-Schwester!



Und, das? Das alles Nochmals: Widerschein; und,  
immer noch, Lächeln vor Lampen-Groß, immer  
das große Schweigen-Weiter?

Wir drehn; die Bahn wirft uns die letzten Hände,  
lächelnd wie roterglühte Grüße

Heiß in die abkehrwogewarme Stirne;

Ich hauche: Amen weich in Deine Stirne!

Und, das? Wie blüht und blüht das Licht? Wie

Traum sind Träume auf vor Häuser-Füßen?

Du glühst die große, lächelnde Lampe Deiner Stirne

Heiß in die Abfuhr-Boote meiner Wangen; wir heben,  
sind: Lächeln im weißen Polster-Wagen unsrer  
Träume!

Du? Du!! Die Bahn!! Weiß an uns klettern weiße  
Schlangen!

Weiß? Du?! Kein Abkehr-Traum, kein plötzlich  
abwärtswebendes Verlangen?

Wir sprudeln: sprühe rothinauf; wir wiegen uns:  
lächelnd im Röte-Atme-Hauch, lächelnd im  
großen Vorunskreisen weißer Bäume!

Und immer die Gefahre-lösch, laugende Du-Trompete,  
lächelnd im Fahre-Träumen Deiner Wangen?

Ich schäume, Du!! Die weiße Angst kniet mit ge-  
falteter, emsig unsangekehrten roten, lächelnden  
Händen

Heißan nach unsgebiegten beugenden Stirne-Wagen!

Und, willst Du warm? Tief in Dir niedergehn, immer  
vor meinen Fragen?

Gedanken schrein rot im Gelächter-Angesicht be-  
wegter Wände!

Und, soll uns aller Straße-Wagen-Baum heiß mit den  
rot insichhinaufgeholten Händen schlagen?

Ich schüttele: Du?! . . . Bist Du, einzig die kleine  
Schlaf-Nacht emsig im kleinen Sattelwiegen  
weißer Träume?

Ich zerze: Du, Du, Du! Ich heb; ich malme, kröte  
meine Hände

Heiß in die Säume: Deiner mir glanzkraftzugeströmten  
lächelnden Wiege-Hände!

Und, endlich: Du-zumir? Plötzlich miransturmgroßes  
Wagen? Ich schlürfe, Du?! Wir knien, auf-  
wärts in uns; wir blühen voran; leis laicht das  
Lächeln im Geburt-Saum weißer Bäume

Unsvor! . . . Du? Du!! Wir sprengeln auf; wir  
schmiegen: atme-groß, lächelnd an weiche  
Wände!

Und das? Wie geht nun stille Bahn leuchtend mit  
auge-großen Blicken

Hin durch die warmen Nebel-Wachen roter Straße?

So warm? . . . Wir blühen im Du anunsemporgefaßten  
lächelnden Schweige-Fassen!

Und, alles warm? . . . Du-Ströme, atme-groß? Warm  
Haus an Haus? Weich Baum-in-rote-Straße-  
Blicken?

Wir schweben: träume-groß: Warm-seihe-Land:  
schmelzend in weiche Nebengasse!

## DER ROTE REIGEN

Du-Opfer: Schatten-Springe-Glut; ich wiege vor den  
Lichter-Helmen Deiner Stirne-Geigen

Leise die flimmernde Laterne meiner Hände!

So Glut? ! Wie schaust Du traurig, glimme-fern?  
Wie ankerst Du die roten Dochte-Siele Deiner  
Stirne traum-müde hin vor warme Anker-Flechten  
meiner Hände? !

Ich dreh; ich pflücke roten Blühe-Hauch warm aus  
den Opfer - Riesel - Siedelungen Deines  
Schweigens!

Und, immer: glühe-auf? Und nie mehr flamme-rot:  
blühe-gewogter Wagen? ! Nie glimme-flatternde  
Geselle-Tränke, warm in die Regen-Bogen-  
Wiegelungen weicher Wände?

So dunkler Wogen-Schwank? So riesel-staubend,  
stille-weh? So immer Schwäne-Weh, wiegend  
in rotem Stirne-Tale?

Ich schau warm in die roten: stich-flamme-indir-hin-  
gesenkten schwiele-bedrängten Segel-Brüste!

Du hebst: Ur-Ranke (in Dir träume-rot) warm Deine  
Blühe-Augen, warm Deine roten Lid-Haar-  
Polster, warm Deine roten Auge-Boote: weich  
in die Schilfe-Stangen: weich in die Segel-  
Fahne-Ufer Deiner Brüste!

Ich spiegele mich: weine-weh, warm in den weichen,  
mir-zu-gestreckten roten: wiegelnden Glut-  
Spiralen

Und, nirgend: Wärme, Du?! Nirgend mehr: Glühe?!  
Nirgend die roten Ruder-Boote warmer Küste?

Du zweigst die Flamme-Fahnen! Du zweigst die  
Springe-Glut-Spirale! Du zweigst die Lampen-  
Häuser Deiner Hände

Warm auf aus Deinen Hüfte-Hüllen! Du lenkst  
die weichen wiegenden Nägel-Boote blauseiden  
hinflimmernd auf in meine Wangen! !

Du? ! Du!! Und, hast Du nie mehr Bang? Nie  
mehr so große blühende Angst? Nie mehr so  
großen Fürchte-Traum? Du? ! Nie mehr das  
große angstindiraufgestrebte: bang, wage-abge-  
stellte Kriechen in Dir vor großem Angste-  
Drängen?

Du?! Du!! Du glühst warm in Dir vor! Du glühst,  
warm an nach mir! Du, glühst: warm in den  
Schatten-Ringen weicher Wände



(Leise Spirale!) Weich in die großen:Wohn-auge-  
nach - Dir - hingestellten wiegenden Blühe-  
Wangen!

So, Ankunft:anker-reich?! So anker-taue, wiege-rot?  
So an nach mir:wiegend mit tausend Netzen?!  
Ich schaue:roter Anker-Schwarm warm um die Glühe-  
Ausfuhr - Boote, weich in die tiefen: Spiegel-  
Gebärden Deiner Brust-Spirale!

So: Auge-Hof?! So:An-mir-Boote:Wiege-Schale?!  
So:inmir:Tiefe-schon:wiegende Glut-Geburt?  
Wiegend nach Klopfe-Augen-rottem Mahle?!

Du hebst, Du wiegst!! Du klopfst den roten Fleisch-  
Turm bang in roten Sätzen

Tief in mein:Ader-dir-gebeugtes:flimmerndes Horche-  
Raunen weicher Schale!!

So, nun?! Du hängst:Flamme-indir-gesenkt:rot in  
den Ufer-Stufen meiner weißen Arme!

Dein Fleisch trinkt weich! Dein Fleisch trinkt warm  
auf aus den Küsten meiner Glut-Spirale!

Du: inmir:Tur: anmirgeschwenkt? So Taube-Flug,  
Flamme vor rotem Mahle?

Du hebst Dich: flamme-blüher Kahn, heiß in die  
Feste-Wiegelungen meiner Arme!

Und, immer:Flamme-wiege-zu? Und, immer:Schlürfe-  
Klang? Immer:bewegte Fahrt:Fahne vor weißer  
Schale?

Du?! Du!! Du bist der kleine grüne Traum! Du  
bist das kleine grüne Wachsen! Du bist das  
rote dämmernde Wolkenheben meiner Träume!!

So ganz?! Du bist das kleine früh-rote Spielen  
meiner Hände!!

Ich?! Du!! Ich, wiege: Du!! Licht peitscht im  
roten Gaume-Reifen weicher Wände!!

Stern kniet vor uns, . . immer, immer: Du!! Stern  
wächst aus unserm Schoß in wilde Bäume!

Du! Du!! Bist das große Wachsen!! Du!!! bist  
das grüne Träumen! Du! bist die große Segel-  
Fahne meiner Hände!

## Erna Gerlach / Michael

Das weiche Ungefähr dämmernden Winter-  
morgen-Lichtes gab den Raum in Grau. Michael, der  
vierzig Stunden geschlafen, hinabgestürzt in boden-  
loses, traumschweres Sein, erwachte von dem gleich-  
mäßig tröpfelnden Geräusch des Regens. Seine  
weitaufgerissenen Augen lagen da wie klare Bergseen,  
kalt und morgenfrisch, still, wartend. Michael hob  
die Hand, sah das Gelenk vom Morgengrauen um-  
kettet, wendete den Kopf und trat bewußt in den  
Raum zurück, den sein Schlaf fast zwei Tage ver-  
lassen. Quer über dem Tisch, in der Mitte des  
Zimmers, lag seine Peitsche, der betrafte knopf-  
besetzte Rock des Droschkenkutschers lag zerknüllt,  
ein fragliches Etwas neben einem Stuhl, einer der  
Ärmel, in der Mitte verdreht, streckte sich weit ab.  
Michael reckte sich auf, ganz kurz, scharf verneigend.  
Der Duft von Apfelsinen kam aus dem Schrank  
zum Fußende des Bettes. Ein Hungergefühl stieg  
aus dem Magen in Michaels Bewußtsein hinauf. Er  
warf die Decke zurück, ging an den Schrank und  
holte sich einige der goldenen Früchte heraus, die  
er hastig, die Schale herunterreißend, verschlang.  
Die Safttropfen rieselten an seinen Fingern entlang  
und fielen zu Boden. Als der erste Hunger gestillt  
war, blieb Michael, der beim Essen unbekleidet im  
Zimmer auf und abgegangen war, stehen. Grübelnde  
Falten furchten sein Gesicht. Irgendwo lagen sie,  
gestern, Gedanken, Taten, die keinen Weg in das

Heute fanden. Michael ließ die schweren Augen-  
lider herunterklappen, wartete. Dunkel war seine  
Seele. Wie ein endloser Korridor fühlte es Michael,  
aber nirgends mündete eine Tür, die ihn einließ  
zum Schauen. Bis plötzlich, war es der Tag, der  
Laute hineinwarf in sein Warten. Laute, die Ver-  
bindungen schufen, ein Licht leuchtete. Schwindelnd  
drehte sich das Licht auf gewundenen Treppen.  
Zuckende Hände liefen in Antworten zusammen,  
Gesichter näherten sich, füllten den dunkeln Raum  
der Vorstellungen, Gesichter, Glieder schoben sich  
durcheinander, hingen eingehakt im Verstehen.  
Michael öffnete die Augen, schlug mit den Händen  
flach in die Luft, wie ein Knabe, der übermütig  
auf einen glänzenden Wasserspiegel schlägt. Die  
Rache. Er hob seinen Blick vom Boden auf und  
knallte mit der Peitsche. Der klatschende Ton  
sprang fremd und unverständlich in den Apfelsinen-  
duft, den Michael wollüstig einatmend genoß. „Ich  
will zu Mathilde gehen.“ sagte Michael laut, vor  
seinem Bett stehend, und drängte mit seiner frischen  
Stimme Gesichter zurück, die sich vor Mathildes  
Bild schoben. „Hier bin ich.“ sagte Michael lachend  
und hob den Droschkenkutscherrock vom Boden  
auf. Er schlenkerte ihn hin und her und gab ihm  
Prügel, wie einem unnützen Kinde.

Das verschwimmende Winterlicht, das endlos  
gestreut nach Auflösung rief, lag noch am Mittag im



Zimmer. Michael war noch immer nicht ganz angekleidet. In dem kleinen Kanonenofen flackerte ein Feuer, leise knackend und sehr wärmend. Michael warf von Zeit zu Zeit Buchenscheite hinein, er benutzte niemals Kohlen, sondern immer Holz. Er saß vor dem Schreibtisch und kramte in Papieren und Aufzeichnungen über seine letzte Tätigkeit. Michael rechnete die Tage und Wochen zusammen und kam zu dem Schluß, daß er zwei Monate nicht bei Mathilde gewesen war. Michael besaß keinen Kalender, er konnte nur nach Erlebnissen rechnen. „Vielleicht sind es auch drei.“ sagte er seufzend und schob die Papiere hin und her. „Es ist schwer, sich zu besinnen. Ich will nun arbeiten.“ sagte er und sprach zu sich selbst mit der Natürlichkeit des Einsamen, dessen Ich gezweit ist in Frage und Antwort. „Nein.“ sagte er nach einer ganzen Weile, eine Frage schien gestellt worden zu sein. „Nein, das ist auch nicht alles, aber immerhin viel, sehr viel. Ich muß arbeiten.“ Der Duft von kochendem Kakao zog durch das Zimmer. Michael hatte sich einen warmen Trank bereitet, aber er vergaß, ihn zu trinken, und der Kakao kochte weiter, schmurgelte weiter zu einer dicklichen Masse auf dem Boden des Topfes, bis es einen brandigen Geruch gab. Michael zog sich endlich an mit jener Gleichgültigkeit, die Menschen eigen ist, die nicht wissen, daß Linien der Kleider verraten können. Er hatte seine Frau und seine Kinder längst wieder vergessen. Mathilde, nun ja, das war eine Frau, die ihm einmal begegnet war im Leben, die er besessen, die von ihm verlangte, als das erste Kind geboren werden sollte, daß ihre Ehre legitimiert würde vor der Welt. Alles dies hatte Michael getan, gleichsam im Vorbeigehen, denn er hatte keine Zeit gehabt, sich aufzuhalten, sein großes Werk wartete. In den Schränken häuften sich die Manuskripte. Er zog jetzt auf gut Glück eins heraus. „Ephraim“ stand mit dicken Buchstaben darauf. Ja, das war noch aus jener Zeit, als Michael Marqueur in Ephraims Kaffeehaus war. Michael glättete eine Ecke und dachte an die Menschen, denen er dort begegnet war. Lebten Männer dort? Nein. Männer spielten dort nur, machten Zwischenstationen. Frauen? Er sah von ihnen allen heute nur noch ihre nackten Schultern, die sich seltsam bewegten, messerscharfe Wahrheiten verrieten. Sie bewegten sich in Variationen, völlig entschleierte, immer offenen Szenen, aber der Sinn blieb völlig fruchtlos. Vielleicht verrieten ihre nackten Kehlen mehr, die hintenübergebogen, den Kognak herunterlaufen ließen. Lebten Frauen dort? Es war nicht zu sagen. Auch diejenigen nicht, die nur kamen aus Neugier, Späßes halber, sie hielten die Schultern still unter verratenden Spitzentüchern, tranken, den Oberkörper vorgeneigt,

vorsichtig, nippend, aber ihre Hände gestemmt gegen die Marmortischchen, warteten nur. Das Licht in ihren Augen erlosch, wenn sie aufstanden, kalte Abwehr im Gesicht, sich selbst mit einer kleinen Ärgerlichkeit den Mantel um die Schultern warfen, ohne sich nach ihren Begleitern umzusehen, hinaus-schritten zu ihren Wagen, die sie dorthin brachten, wo das Wort „Nachtleben“ und „Kaffeehaus“ einen Klang gewann, der das wohl temperierte Leben der Bürgerlichen abschreckte. „Aber es muß doch einen Sinn haben.“ sagte Michael. „Welcher Aufwand an Menschenkraft, an Licht, Räumen, Speisen, Getränken, Musik. Und alles nur für ein Zwischenleben und Zuschauerleben?“ — Michael legte das Manuskript „Ephraim“ wieder in den Schrank, drehte den Schlüssel herum und entschloß sich endlich, seine Gedanken herumschleudernd, doch zu Mathilde zu gehen. — — — — —

Sie empfing ihn mit der Mißachtung, oder war es ein Mißtrauen, das ein Mensch hat, der einen anderen arbeiten sieht, aber arbeiten, ohne daß ein fertiges Werk, das standhalten kann, vor der Kritik der Menschen, sein Tun krönt. Sie fand keinen Vorwurf für dies alles. Ein spärlicher, letzter Rest Hingabe an den Mann, der der Vater ihrer beiden Kinder war, drängte sie zurück. Mathilde bewohnte eine nette Vierzimmerwohnung, groß, geräumig, die aber nach Westen und Norden lag, und in die sich nur verspätet, am Abend mühsam einige Sonnenstrahlen zwängten. Alles in diesen Zimmern redete von Ordnung und Sauberkeit, alles in einem Maße, das peinlich wirkte und Kälte hinterließ. Der blankgebohrte Fußboden warnte energisch, und die weißen, vielfach säuberlich gestopften Gardinen hingen so gerade und steif vor den Fenstern, jedes Stück Möbel reckte sich noch einmal im beklemmenden Bewußtsein seiner Nützlichkeit. Der Duft von Seife, Terpentin und Öl lagerte darüber, aufdringlich. Nirgends lächelte eine Blume, die Blattgewächse, deren Blätter staubfrei im frischlackierten Grün da standen, blütenlos, langweilten sich. Für Michael blieb es zu jeder Zeit unverständlich, daß kein Duft in dem Zimmer lag, der geheimnisvoll flüstern konnte und Träume auf zuckende Nerven legte. In seinem eigenen Heim lag immer der Duft von frischem Obst und Blumen, die zwar oft etwas welk, aber desto süßer dufteten. In all diesen Duft ergossen sich die Wohlgerüche guter Seifen, Salben und Wasser, die ihm zur Körperpflege unerläßlich notwendig schienen. Michael sprach jetzt davon, in einer leichten Müdigkeit vorausführend, daß es wie immer vergeblich sei. Der Duft der rosa Nelken, die er mitgebracht hatte, irrte zwischen seinen Worten und wagte sich nicht um die abweisende



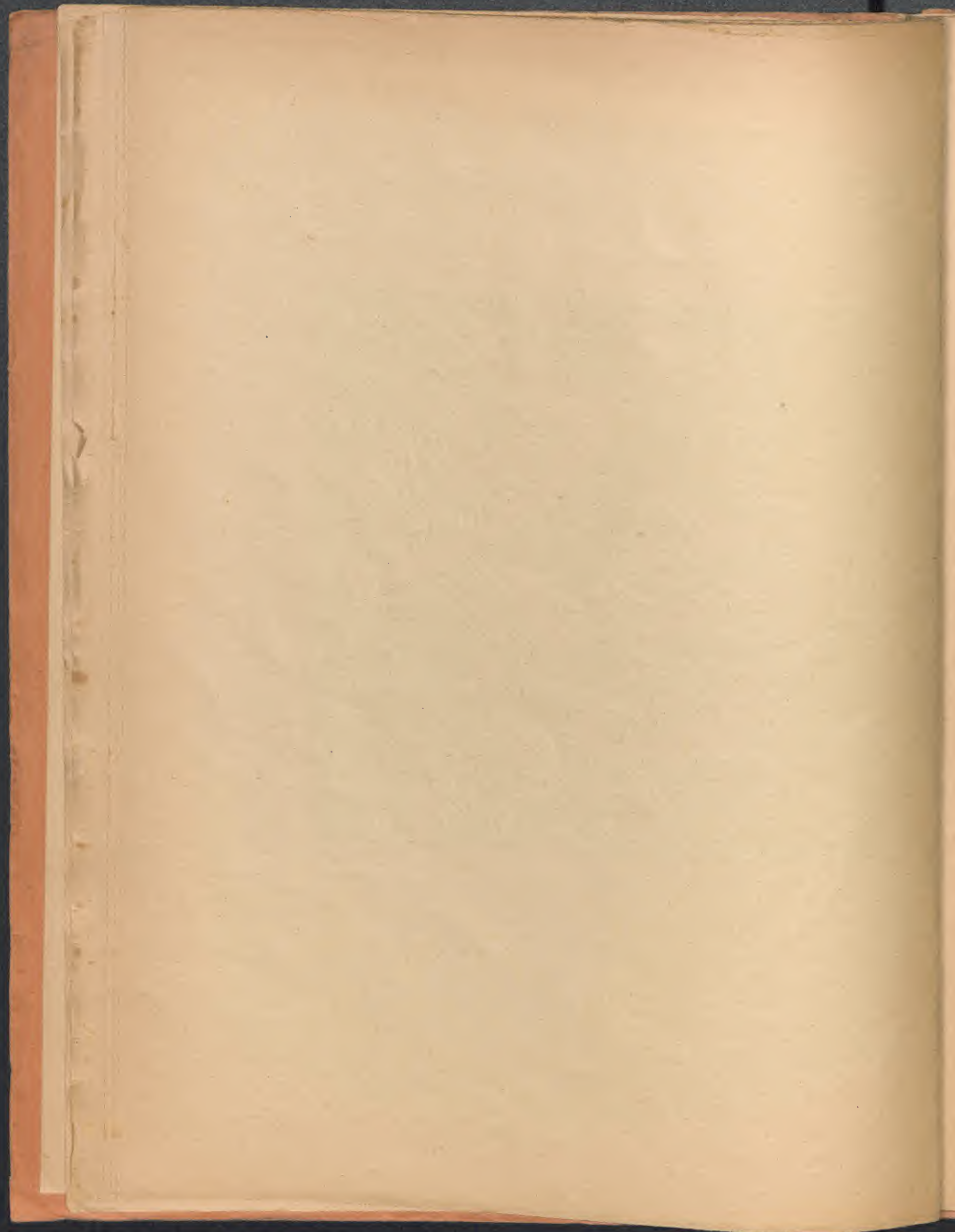
temmt gegen  
Das Licht in  
en, kalte Ab-  
iner kleinen  
altern warfen,  
hen, hinaus-  
hin brachten,  
ehaus" einen  
e Leben der  
3 doch einen  
Aufwand an  
, Getränken,  
enleben und  
Manuskript  
drehte den  
adlich, seine  
Mathilde zu

ng, oder war  
, der einen  
hne daß ein  
r der Kritik  
keinen Vor-  
letzter Rest  
hrer beiden  
le bewohnte  
eräumig, die  
in die sich  
nge Sonnen-  
mern redete  
inem Maße,  
Der blank-  
die weißen,  
hingen so  
Stück Möbel  
Bewußtsein  
, Terpentin  
ends lächelte  
lätter staub-  
, blütenlos,  
u jeder Zeit  
Zimmer lag,  
Träume auf  
enen Heim  
nd Blumen,  
er dufteten.  
wohlgerüche  
zur Körper-  
sphael sprach  
ausfühlend,  
uft der rosa  
e zwischen  
abweisende



Felixmüller: Paar







Frau und ihre fatale Ordnung zu schleichen. Michael behielt die Nelken beim Sprechen in der Hand, so, als fühle er die Tragik dieser Blumen, die nicht hierher gehörten. Mathilde saß ihm gegenüber in einem Stuhl, ohne sich an die Lehne zu drücken und betrachtete mit stiller unverständlicher Miene Michaels rechte Hand, die leise, liebevoll immer wieder über die Köpfe der Blumen glitt, anklagend. „Arbeitest du jetzt, Michael?“ Sie fragte immer so mit sorgender, bekümmelter Miene. Michael erriet ihre Gedanken. „Brauchst du Geld, Mathilde?“ fragte er mit erkaltender Stimme. Seine streichelnde Hand sank von den Blumen herab. „Nein“, sagte Mathilde, und niedergezwungene Erregung und Scham ließen ihr blasses Gesicht noch farbloser und ohne jeden Ausdruck erscheinen. „Auf der Bank ist noch genug.“ Sie sagte das mit offener Bitterkeit. Das Geld auf der Bank hatte Stefan, oder Leonhardt, vielleicht war es auch Lukas oder Jakobus, überweisen lassen. Mathilde schwieg. Michael sprach niemals selbst von seinem Leben, und sie schämte sich, nach seiner letzten Zeit zu fragen, wo er sein Leben als Droschkenkutscher führte. So ausgefallen war seine Idee, so vollkommen irrsinnig, für das kleine, bürgerliche Hirn dieser Frau. Gab es keinen anderen Weg für einen Mann wie den ihren, der alle Examen mit „Gut“ bestanden und dem Intelligenz und geistige Bewegungsmöglichkeit zu großen Aufgaben berechnet schien? — — — — —

Michael trank bei Mathilde Kaffee. Sie störte ihn alle Augenblick hoch mit Hausfrauenfragen. „Willst du lieber heiße Milch?“ „Ist der Kaffee auch stark genug?“ „Hast du Zucker?“ „Magst du auch ungesalzene Butter?“ „Ist dir die Orangemarmelade süß genug?“ „Einen Likör habe ich nicht, nein. Willst du eine Zigarette?“ Sie holte ein kleines Schächtelchen, eigens für ihn gekauft und seit Wochen aufgehoben, weil er das letzte Mal vergebens danach gefragt. „Ist es dir warm genug im Zimmer, ich lege nach“, und sie stockerte und lärmte am Ofen herum, und, weil einige Kohlen vorbei gefallen waren, ging sie hinaus, holte ein Wischtuch und wischte den Staub vor dem Ofen auf. Michael betrachtete sie schweigend. Die Worte Christi klangen in ihm nach „Martha, Martha, du machst dir viel Sorge“. Die Kinder kamen herein von einem Spaziergang heimkehrend. Sie bewegten sich mit der stillen Ruhe von Menschen, die gelernt haben, immer auf sich zu achten. Michael, der ihnen eine Tüte, gefüllt mit gebrannten Mandeln, mitgebracht hatte, zog sie zu sich heran. Sie lächelten, dankten, aber öffneten die Tüte nicht. Michael riß sie ihnen heftig aus den Händen und schüttelte den Inhalt der Tüte auf den Tisch, sodaß einzelne der Mandelkerne über die

Kante herunterpurzelten. Der Älteste der Knaben hob sie auf. „Kann man die noch essen, Mutter?!“ und eine ängstliche Gier zitterte plötzlich über das Kinderantlitz. Der schien nicht gewohnt zu sein an viel Süßigkeiten und bedauerte es. Michael wandte sich gequält ab. „Holt eure Schulhefte“ sagte Mathilde, „zeigt sie eurem Vater.“ Aber Michael hob abwehrend die Hand. Er interessierte sich nicht sonderlich für die Erfolge seiner Kinder in der Schule. Mathilde setzte eine gekränkte Miene auf, Michael sah es, sie tat ihm unsagbar leid. Eine weiche Güte sammelte sein Gesicht zu einem Verstehen, aber ihm fehlten die Worte auszudrücken, was er wollte. Die Stunden krochen langsam dahin, schwerfällig, ohne Inhalt. Der Abend kam und Mathilde deckte den Tisch zum Nachtessen. Michael, der in der Ecke des Zimmers saß und sie beobachtete, fühlte, wie ihre Hände überall waren, unabsehbar. Ihm graute vor diesen breiten, sehr weißen, niemals rastenden Händen. „Es ist alles bereit“, sagte sie befriedigt und lud ihren Mann ungeschickt mit einer flüchtigen Gebärde zum Näherkommen ein. Michael aß. Das Essen war sorgfältig zubereitet und er ließ es sich schmecken. Mathilde selber aß fast garnicht, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie spürte einen brennenden Drang, Messer und Gabel hinzuwerfen und bitterlich zu weinen, über diese Ehe, die allen Begriffen dieser Institution Hohn sprach. Aber sie faßte sich gewaltsam. Mit zitternden Mundwinkeln sprach sie schüchtern, Michael haßte diese Art zu sprechen. Sie wußte das und wurde noch verwirrter, ihr dunkler Kopf hing schief und sentimental auf die Schulter. „Warum ist man so viel allein?“ Michaels Augen standen still. „Einsam im All, gemein mit allem“, sagte er anspruchslos und ruhig. Mit solchen Worten jagte er ohne es zu wissen, Mathilde zurück in die hinterste Kammer ihrer Gefühle, wo sie sich verkroch, anklagend und verzweifelnd. Er wartete auf eine Entgegnung; aber sie strich gleichmütig, als hätte sie nie geklagt, eine neue Schnitte Brot für ihren Mann. „Bleibst du draußen wohnen?“ fragte sie ihn plötzlich. Michaels Messer klirrte dunkel auf dem Rand des Steingutellers. „Draußen?“ fragte er zweifelnd und hob die Schultern, als fröre ihn plötzlich. Seine helle, sonnige Zweistubenwohnung in der Vorstadt nannte seine Frau „draußen“. Sie war nie dort gewesen, wußte nichts von diesen Räumen, die Licht und Wärme festhielten. „Ja“, sagte er „ich bleibe draußen wohnen“. Er betonte es scharf, das letzte Restchen Stimmung war zerrissen. Michael ging bald nach dem Essen. In Mathildes Augen stand eine Frage „Wann kommst du wieder?“ Aber Michael ging darüber hinweg. Er wußte es auch nicht, wann er wiederkam. Der Dezemberabend war in Nebel



gehüllt. Michael schritt, die Hände tief in die Taschen vergraben, langsam die Straßen hinauf. Irgendwo war in seinem Innern etwas zusammengestürzt bei Mathildes Frage „Bleibst du draußen?“ Diese Frage war eine Kränkung, eine von jenen, die man nicht vergaß, weil sie unbeabsichtigt, gedankenlos geschah. Michael stieg an der Ecke der Straße in die Elektrische. Er hatte kein Ziel, er fuhr planlos ohne jeden festen Gedanken bis zur Endstation, stieg in eine andere Bahn, in immer neue Bahnen, fuhr stundenlang herum, gelähmt in seiner Willenskraft. Und dann, ganz plötzlich, fuhr er nach Hause. Er saß im dunklen Zimmer, aber er hatte Feuer in seinem Öfchen angezündet, und hockte mit hochgezogenen Knien davor. Rotgelbe Flammen tanzten auf den kreuzweise geschichteten Hölzchen. Michael fuhr ab und zu mit den Händen in das Ofenloch und erneuerte den kleinen brennenden Stapel. Hinter ihm im Zimmer tickte eine Uhr, in die tiefe Stille schlug das feine Ticken der Uhr gleichmäßig und beruhigend, zählte die Stunden geduldig hinüber in die Endlosigkeit des Wartens. Neben Michael ausgestreckt lag eine große starke Bernhardinerhündin, die er vor einigen Wochen halbtot auf der Straße aufgelesen hatte, die er wochenlang in allen Zeitungen ausboten, ohne daß sich jemand gefunden, der der Besitzer zu sein erklärte. Michael hatte ihr den Namen Traviata gegeben, nur so, aus der Freude heraus über die wohlklingenden Stellungen der Vokale. Er hatte diese Hündin gesund gepflegt, liebte sie mit der ganzen Zärtlichkeit einer herben Knabenseele, wie einst seine Rüden in der Jugend. Traviata leckte sich die Pfoten und knurrte in leisem Behagen. Michael tätschelte ihr den Kopf, und, obwohl Michael keine besondere Arbeit vor hatte, auch keine Neigung verspürte im duftenden Erinnerungsgarten herumzuwandern, ging er nicht zu Bett. Er vergaß es ganz einfach. Es

gab für ihn keine geregelte Einteilung des Tages und der Nacht. Er schlief, wenn er müde war, er aß, wenn ihn hungerte, trank, wenn ihn dürstete und machte Feuer in seinem Ofen an, wenn ihn fror und sperrte die Fenster weit auf, ließ Sonne und Wind hereinstreichen, wenn er sich erhitzte. Die bürgerlichen Maße des Lebens faßten seine Begriffe nicht mehr. In seiner vielen Einsamkeit, er besaß keine Freunde und keine Geliebte, lebte geschlechtlich fast als Asket, sprach er mit sich selbst, wohlmeinend und besorgt, dann wieder zornig und streitbar. Wenn ein Dritter zugehört hätte, hätte er glauben können, hier spräche ein Vater zu seinem Sohn. In dieser Nacht schwieg Michael. Die Uhr rief laut die Stunden aus, er wandte den Kopf und bewegte die Hände vor dem Gesicht, verneinend und abweisend. Endlich kam der Morgen, strich herauf kalt und schneidend, in der Nacht hatte es gefroren. Und als Michael endlich auf die Straße und den Garten hinabsah, bemerkte er Schnee. Michael badete lang und umständlich, der halbe vormittag ging darüber hin. Traviata saß im Badezimmer neben der Wanne und heulte in langgezogenen Klageönen, wenn Michael sie bespritzte. Als er endlich selber fertig war, badete er die Hündin, trocknete, kämmte und bürstete sie, als gab es nichts Besseres auf der Welt, als dies. Seine Wirtin kam herein und mähnte ihn an die Miete. Er lachte, bezahlte sie mit Geldscheinen, die er zwischen seinen Papieren nach einigem Suchen fand; denn nichts in Michaels Wohnung hatte einen festen Platz. Er schloß sich ein, nachdem die Frau gegangen war und versuchte zu arbeiten. Aber er fand keine Tinte und schnitt sich mit dem Messer, als er seinen Bleistift anspitzen wollte. Als er das Blut abgewaschen hatte, hatte er seine Arbeit wieder vergessen.

## Rudolf Mense / Traum der Völker

Nun weichen dunkle Wände  
 Von jedem Gesicht,  
 Nun heben alle Hände  
 Sich in das Licht,  
 Nun heben sich alle Häupter  
 Von Nacht noch schwer  
 Und Herzen Traumbetäubter  
 Zur Sonne her.  
 Denn der nächtige  
 Blutzuckende Schoß  
 Warf in das schauernde All  
 Glänzend und groß

Flammenmächtig  
 Den goldenen Ball.

Und wir alle wandeln wieder  
 Mit kindlicher Gebärde  
 Durch das leuchtende Paradies der Erde.

Und alle Wälder dampfen  
 Im Feuersonnenregen  
 Und alle Ströme stampfen  
 Dem Meer entgegen,  
 Die weißen Städte ragen  
 Gläubig in Glanz und Duft



Riesige Flügel schlagen  
 Die kristallene Luft,  
 Und helle Hämmer dröhnen  
 Aus jedem Schacht —  
 O sternenfernes Stöhnen  
 Der kummerstummen Nacht.

Und im göttlichen Walten  
 Herrlich erhalten  
 Im Windgewühle  
 Spielen die alten  
 Heiligen Spiele,  
 Im Brausen der Brüdergedanken  
 Tausend eiserne Wälle wanken  
 Süden und Norden  
 Sind eine Gemeinde geworden  
 Im Westen verworfen, Im Osten  
 Die wilden Würger, die Waffen rosten  
 Und im grenzenlosen Akkord  
 Donnert das einige Wort  
 Und von Blitzen umwittert  
 In tränenlachender Lust  
 Stürzen die Völker erschüttert  
 An Jehova's schattige Brust.  
 Und über die Flanken  
 Der kreißenden Erden  
 Ein Wogen, ein Werden  
 Sprühen und Blühen  
 Sprossen und Ranken  
 Von großen Gedanken,  
 Und aus des Chaos klaffender Furt  
 Sprang die Geburt

Und aus Wirbelgewalten  
 Lächelnd lösen  
 Sich die Gestalten  
 Und wunderbar im freien Gefilde  
 Bildet sich bildend alles Gebilde  
 Von farbenschwellenden Früchten schwer  
 Silbergrünlühendes Blättermeer  
 Urweltbaum  
 Ragt in den Raum  
 Und von Sternenstirnen  
 Geheimen Gehirnen  
 Gesegnete Samen  
 Über die keuschen Gelände kamen  
 Und von wärender Gnade reinlich erlesen  
 Wesen die Wesen  
 Und bei der Bösen rasendem Heulen  
 Wachsen die Wälder von atmenden Säulen  
 In dunkler Vögel scheuem Gewimmel  
 Ungeheuer hinauf in den Himmel.  
 Und wolkenrein gezogen  
 Wölbt sich am Firmament  
 Der bunte Wunderbogen  
 Vom Orient zum Ökzident  
 Darunter Tempel türmen  
 Darüber Herzen stürmen  
 In lautere, golddurchsonnte  
 Unendliche Horizonte.

Im blauen Äther schaukelt  
 Eine selige Wiege die Welt  
 Die Gott Vater in gütigen  
 Ewigen Händen hält.

## Paul W. Eisold / Gedichte

### ABEND AM FABRIKTOR

Wie jählings schlägt mich Welle Trauer ein!  
 Dunkle Scharen müder Stiere — ach so müder! —  
 auswirft Höllenrachen.  
 Musiknen Abend zerschmelzendem Purpur  
 hingegossen,  
 Tausendstrahlig verstreud den Dunstschleiern  
 erschlafender Wiesen.

Sie fliehen sich wie feindlich letzten Gruß verlallend.  
 Sie trockeln steif zu ihres Herdes halbverlöschten  
 Melodien.  
 Oh Augen an des Tagwerks Vampyr aufgehangen!  
 Zitternde Hand Behältnis kargen Mittagmahles führend.  
 Gekrümmter Rücken schneidet den Azur.  
 Entsagung nistet in den Gräben schweißgewaschner  
 Stirn.

Wut schläft. Sie trank Verzweiflung schlürfend Mark  
 zu End.  
 Nicht Sonne ihnen singt und weiches Grün der Flur.  
 Nicht Flöten blauer Himmel stürzt in Seligkeit.  
 Entspannter Flügel schwarzen Adler dumpf sie schlägt  
 zu Staub:  
 Maschinen, die vertiert Tag und Nächte fressend.  
 Zum Stumpfsinn aufgeschwemmt. Lebendig tot!

Manchmal silberne Möwe Lächeln trennet die Phalanx.  
 Fremd niederbricht nach kurzem Flug der Falter.  
 Haß spülte auf und Eifersucht gischtigem Mund.  
 Wer spielt noch goldner Kugel, die uns früh erstarb!

Ihr Namenlosen, aufgereiht unendlichem Chor!  
 Blutende Büßer! In Asche Verzweiflung verwühlt.  
 Ihr schaffend Welt. Die reitend stolz ob eurem Glück!  
 Stöhnender Plan zerstampft von Hufen Liebelosigkeit.



So trottest ihr durch meiner Seele weiche Hallen.  
Vom Abend quälend letzter Kuß mich zerreist.  
Ihr seid ganz ich! In euch Stern aufgegangen.  
Oh dunkle Brüder! Jäh zum Licht gekreist!

#### DER DICHTER UND DER LESER

Siehe, da uns schreiender Schoß in bangem Licht  
ausstieß,  
Waren wir gleiches Bündel, das Blut und Weinen  
entließ.  
Spielend vereinte uns Schwester, Wiese und Stroh-  
elephant.  
Ach, und dämmernd wir haben die Sterne der Milch-  
straße in unser süßes Lächeln gebannt.  
Zärtliche Schwalbe zwischerte golden die kleine Hand,  
Küßte Mund der Sonnstrahlen duftiges Gewand,  
Waren wir Garten, drin sich Blumen und Engel  
verglühn-:  
Wie ist die Welt hohe Geige, so unmenschlich Herzen  
in tönender Unschuld blühn!

Dann wuchsen Jahre, Entfremdung und Bosheit um  
unser Haupt.  
Frierend starb glückhafter Traum, vom Winde Ver-  
achtung entlaubt.  
Viel böse Scherben rollten Neid und Eifersucht in  
weichen Mai.  
Da gingen wir an uns selbst und harter Welt, wie  
schwere Frucht vom Stiele fällt, entzwei.  
Vielleicht fraß uns ein schwarzer Hai, zum Strom  
vom Ekel hingeschwemmt.  
Oder wars ein Gewehr, dessen klatschender Gruß  
unser irrendes Sein gehemmt?  
Gingen wir in Scham, die jäh überkam mit Wespen-  
völkern den bloßen Arm?  
Immer aber sind wir zerstört und wahnbetört ge-  
standen, Staub, im großen Alarm.

Oh mein Freund! Wie haben wir sehr uns entfernt!  
Wie weit ist das Lied, das abendliches Dorf sich  
sang, verlernt!  
Laß uns einmal stehn im Vorwärtsdrehn und wieder  
bauen schmerzliches Zergehen!  
Vielleicht, daß am einsamen Brunnen kleine Meise  
Demut wir sehen.  
Ich blühe um deinen Kopf. Sicher lenkt mein Herz  
armen Kahn.  
Neige, ach neige tief meiner Stirn allwissenden Plan.  
Steige du, fließe hinüber zu des Ausgangs läutendem  
Saal!  
Wisse: in meinen Gemächern jauchzt donnernd  
Verbrüderungs-Mal.

Oh mein Freund! Mein Bruder! Ich reiße mich  
empor und wild.  
Du-Mensch und Ich-Mensch, geeint in Gottes  
Ebenbild!

#### DER BRUDER

Wie meine blutende Stimme zu Füßen dir Meere  
gespieen!  
Wie brach in weißen Leib ich mit liebezerschluchzten  
Knieen!

Erbärmliche Lache spülte mich tausendfratzig vor  
dein Gesicht.  
Ich saß auf deinem Stuhle, du selbst, und du sahst  
mich nicht!

Ich stehe gebückt und öffne verwüsteter Hände den  
Wagenschlag,  
Draus dein glitzernd Gehäuse sich schreit in rollenden  
Tag.

In dumpfen Kanälen verfaul' ich, vorzeitig geborene  
Frucht.  
Von notzerpeitschter Mutter nach heißer Empfängnis  
verflucht!

Ich weine, mißhandeltes Kind, in kalter Kammer in  
Schmerzen und Scham.  
Zitternder Bettler ich, der in klirrender Nacht vor  
deiner Türe verkam.

An klappernden Webstühlen sehne und hungere ich  
mich zum Skelett,  
Wärme der niedrigsten Dirne als letzter Liebhaber  
das Bett.

Mein Freund! Ich liege zerschlagen von bösen  
Wettern im Schacht.  
Ich hab mich gekränkter Schüler, in Bitterkeit um-  
gebracht.

Soldat ich, reißen die Wunden den Himmel zu Fetzen  
entzwei.  
Vermischen Ohnmacht und Wut zu gräßlichem  
„Mörder“-Schrei.

Und letzter Gaul, der am Wege wimmernd in Wagen-  
trümmern verreckt,  
Zerstampfte Hündin, die noch die frierenden Jungen  
im Todeskrampfe geleckt — — :

Sie bersten stumme Kläger und häufen Schuld deinem  
Haupt!





Felixmüller: Frau am Fenster



Oh

Ich

Verv

Zerl

Verl

voll

Die

jene

und

töte

hing

Mer

grel

ein

Ewi

Wie

zu

„da

als

Gef

Go

— C

wer

Ver

Ist

a u

sine

ist

bek

Ge

es

lase

ers

allz

der

seh

sch

die

die



Oh Freund! Wir haben einander die Sterne der  
Liebe geraubt!

Ich lösche am Kreuz, am Galgen, blutiges Licht für  
dich aus,

Verwelke auf bunten Festen, verlassener Rosenstrauß,

Zerbreche den Kerker Gesetze, der heimliches  
Morgenrot stahl,

Verbrenne auf Barrikaden in Aufruhrs rauchendem  
Mal.

Ich suche im Straßengewühle dein Herz in jedem  
Gewand.

Ich bitte, ich weine, ich flehe: Oh Mensch sei mir  
verwand!

Oh Mensch aus gleichem Schmerze, aus gleicher  
Lust gestampft,

Von wilder Sehnsucht bin ich nach deiner Hand  
zerkrampft!

## Friedrich Wolf / Sühne!

„Das Urteil an den Geiselmördern ist 3<sup>15</sup> Uhr  
vollstreckt worden. Das Verbrechen ist gesühnt.“  
Die das Recht erheischende „Welt“ atmet auf.

Das Menschenleben ist heilig! Deshalb standen  
jene als Mörder vor dem ordentlichen Gericht;  
und weil sie vorsätzlich und in schlechter Absicht  
töteten, wurden sie bewußt und in guter Absicht  
hingerichtet. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Das  
Menschenleben ist heilig!

Die Geiselmörder waren keine Heiligen! Doch  
grell flammt das Kainsmal auf den Stirnen: Gibt es  
ein „Recht“, daß ein Mensch den andern tötet?  
Ewig flammt die Frage: Kann eine Tötung durch  
Wiedertötung gesühnt werden? Diese Frage ist nicht  
zu stillen, sie durchzittert die Nacht, sie ertastet  
„das Buch“, sie ertappt das Hesekielwort: „So wahr  
als ich lebe, spricht der Herr: Ich habe keinen  
Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß der  
Gottlose sich bekehre von seinem Wesen und lebe!“

Welch' unendliche Weisheit, Güte und wahre  
— Gerechtigkeit in diesem Wort! Mit einem Schlage  
wendet sich die Ordnungsfrage der Justiz: Ist das  
Verbrechen gesühnt? in jene Frage des Sittengesetzes:  
Ist durch jene Exekution des „ordentlichen Gerichtes“  
auch nur ein Mensch besser geworden?

Die Ermordeten, die gesühnt werden sollen,  
sind tot. Die „Mörder“ sind gerichtet, tot. Ihnen  
ist durch Menschenhand die Möglichkeit, sich zu  
bekehren und zu leben, geraubt worden. Ob das  
Gericht, welches das Urteil sprach, die Soldaten, die  
es vollzogen, die Menschen, die es mit Genugtuung  
lasen, durch die Exekution besser geworden sind,  
erscheint wohl den meisten Zeitgenossen eine müßige,  
allzu humanitäre Frage. Ich kenne die Einwände  
der Staats- und juristischen Raison: Es gilt nicht so  
sehr zu sühnen und zu strafen, sondern abzu-  
schrecken, vorzubeugen! Die Gefahr aber, daß  
die Menschen, die Prozeßhörer, die Zeitungsleser,  
die ausübenden Soldaten sich an die Tatsache des

pflicht- und rechtmäßigen Tötens und Getötet-  
werdens gewöhnen, ist weit größer als die Möglichkeit  
der abschreckenden Wirkung. Wir jammern über  
die Verrohung, die der Krieg mit seinem Faustrecht  
gebracht. Von der Verwüstung des Menschen durch  
solche Exekution spricht man nicht. Man jammert  
nach der sittlichen Erneuerung, die einzig aus dieser  
verwilderten Zeit hinausführen könne. Aber stellt  
man als erstes und ewigstes Sittengesetz auf: Das  
Menschenleben ist heilig in jedem Falle . . ., so  
kommt man mit Staatsraison und verschreit den  
Gefühlvollen. Man weist mit erneuter Kraft die  
verwahrloste Menschheit auf die Lehren „der Schrift“;  
doch auf der Nationalversammlung tritt ein Kirchen-  
fürst leidenschaftlich für die Beibehaltung der Todes-  
strafe ein. Was lehrt das Buch der Bücher vom  
ersten „Du sollst nicht töten“ über jenes Hesekiel-  
wort bis zu dem eindeutigen „Richtet nicht, damit  
ihr nicht gerichtet werdet!“ —

Doch was tun? Soll man die Verbrecher  
laufen lassen? Die Antwort erteilt das neue  
Evangelium, welches — damals! — das alte „Gesetz“  
überwand: Es steht geschrieben, Auge um Auge,  
Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch, ihr sollt nicht  
widerstreben dem Übel! . . . Doch das sind alles  
nur Worte, die man nicht so wörtlich nehmen darf,  
die von den Schriftgelehrten erst ausgelegt werden  
müssen; Worte für fromme Stunden, aber nicht für  
das tägliche Leben. Oder soll man das Wort lassen  
stahn? Soll man den Verbrecher wirklich laufen  
lassen, weil kein Mensch des andern Richter sein,  
weil man einen Mord nicht durch eine Hinrichtung  
sühnen, den Teufel nicht durch den Beelzebub aus-  
treiben kann, weil eine Sühne nur möglich durch  
eine Besserung des Sünders, weil es schließlich nur  
eine wahre Justiz gibt . . . Selbstjustiz! Was also  
soll man tun?

\*



Ein Lazarett. Ein Wärter hat eine Woche lang einen Liter Krankenmilch gestohlen und getrunken. Eine Niedertracht, eine Gemeinheit! Die Vertrauensleute fordern exemplarische Bestrafung. Auch der Arzt ist empört; er nimmt den Tatbericht auf; der Polizeiunteroffizier wird gerufen. Plötzlich durchzuckt es den Arzt: Was geschieht hier? Ein Mensch hat gestohlen, wird verhaftet, abgeurteilt, erhält Gefängnis. Was wird aus diesem Menschen, der zum ersten Mal sechs Monate Gefängnis verbüßt? — Der Arzt spricht zu den Vertrauensleuten: „Überlegt Euch noch einmal, ob wir die Meldung weiter geben! Wir bringen den Mann ins Unglück . . . nicht nur für sechs Monate!“ Die Vertrauensleute: „Herr Doktor, einem Lungenkranken Milch stehlen . . . wir verlangen Weitergabe der Meldung!“ Dem Arzt kommt es bitter auf: „Also Ihr wollt einen Mensch unglücklich machen!“ Er unterschreibt. — Nach einer Stunde tritt der Vertrauensmann ein: „Herr Doktor . . .“ — „Nun?“ — „Herr Doktor, wir haben mit dem Kameraden gesprochen; wir wollen die Meldung nicht weitergeben. Er soll seine Entlassung einreichen.“ Stummer Händedruck. — Der Wärter meldet sich ab; der Arzt fragt: „Werden Sie sich das merken?“ Der Wärter blickt nieder, lange . . . dann Auge in Auge: „Das merke ich mir! Ich danke Ihnen!“

\*

Ein winziger Fall und doch bedeutungsvoll! Über diese „Strafe“ hat der Mann nachgedacht; er ist stutzig geworden; er war gedrunken, nachzudenken! Sechs Monate Gefängnis hätten ihn vielleicht verbittert, mit „Komplizen“ zusammengebracht, sicher nicht gebessert.

Aber alle diese Fragen der Praxis kommen erst nach den grundsätzlichen Fragen! Diese grundsätzlichen Fragen: Darf ein Mensch den andern

töten? . . . Kann ein Mensch des andern Richter sein . . . oder nur sein liebender Helfer auf dem Wege zur Besserung . . . diese weltfremden, durchaus unpraktischen Fragen müssen zuerst einmal grundsätzlich mit der Gewissenhaftigkeit, mit der Unbedingtheit gestellt werden, wie Christus und Tolstoi sie stellten! Und nicht nur gestellt . . . auch beantwortet werden, ohne Rücksicht auf die Folgen, die daraus entstehen!

Es ist drei Uhr nachts. Wieviel Menschen gibt es in dieser großen Stadt, in deren Schlaf diese heute wie je brennenden Frage hineinleuchten? Solange wir gedankenlos über die Todesstrafe als eine gegebene Tatsache hinweglesen können, solange es eine Staatsraison hier und ein Menschenrecht dort, hier eine strafrechtliche, dort eine religiöse Moral gibt, solange wissen wir nicht, was wir tun sollen; solange wird die Unsicherheit im Menschen und auch die äußere auf den Gassen und an den Grenzen wahren; solange haben wir kein Recht, über die „zunehmende Entsittlichung und Verwilderung“ zu jammern!

\*

An einem Punkte müssen wir beginnen! Fort mit der Todesstrafe!

Ich las, daß ein Soldat sich weigerte, auf den gebundenen Verbrecher zu schießen. Warum? Geht, fragt ihn! Fragt Euch! Versetzt Euch eindringlichst in die Lage, auf einen Menschen, den Ihr nicht kennt, schießen zu müssen! Versetzt Euch peinlichst in die Lage des Richters oder Schöffen, dem Gesetz und Staatsraison „befehlen“, den Todesspruch zu fällen! Und Ihr werdet die abgründige, Jahrtausende durchhallende Antwort spüren: Es ist ein Leichtes, Menschen zu töten; aber könnt Ihr einen Menschen lebendig machen?

## Erna Gerlach / Gedichte

### BITTE

Kleine Kerze, dein schwaches Licht,  
gib es verstehend  
in rieselnden Klagen.  
Wund kriechen die Sorgen  
um meine Füße,  
die Not umlagert  
Fenster und Türen — —  
Kleine Kerze, du zartes Lichtlein,  
lösche, o, lösche nicht aus.  
Freundlos stehe ich wartend

im zitternden Neigen brechender Wünsche,  
ins All geworfen,  
in Todeseinsamkeit — — — — — frierend und  
bangend — — — — —  
fass' ich dein Licht, kleine Kerze,  
Schmelzend verringert dein winziges  
Stümpflein — — — — —  
o, kleine Kerze, mein letztes Fassen  
greift in dein Licht.  
Der Raubtierrachen der Dunkelheit  
lauert vor meinen Fenstern



ndern Richter  
fer auf dem  
nden, durch-  
uerst einmal  
eit, mit der  
Christus und  
stellt . . auch  
f die Folgen,

enschen gibt  
Schlaf diese  
einleuchten?  
desstrafe als  
nen, solange  
enschenrecht  
ne religiöse  
was wir tun  
m Menschen  
und an den  
kein Recht,  
und Ver-

nnen! Fort

orte, auf den  
rum? Geht,  
Euch ein-  
nschen, den  
! Versetzt  
chters oder  
„befehlen“,  
werdet die  
de Antwort  
n zu tören;  
lebendig

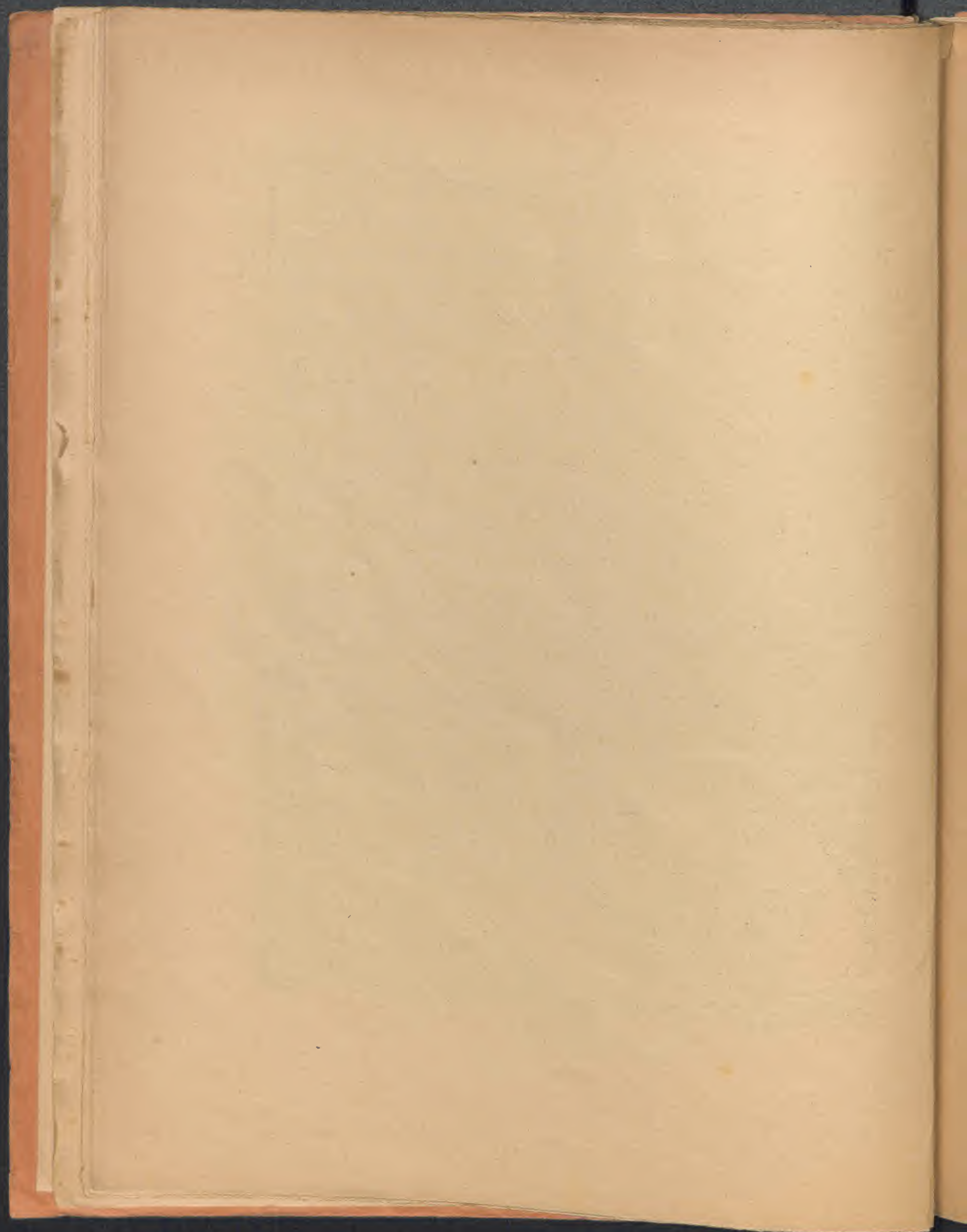
che,

rierend und



W. Titze: Traum







will mich fassen — — — — mich — —  
mich — — — — mich fassen

O, kleine Kerze, lösche, lösche nicht aus.  
Dein Licht ist die letzte Freundestat,  
die schützend mich streift  
Ich trink' dein Flamme,  
verschmachtend, verdurstet — — —  
Gib Licht mir, Kraft und Vergessen.  
Die Dunkelheit frißt mich mit Raubtierzähnen  
Die Schmerzen wachsen ins Uferlose — — — —

#### MORGEN.

Tag fällt in die Kissen  
Tag — — —  
Lächelnerfüllt,  
rosenblätterweichkosend, fragend fangend,  
hebend, — — senkend — — hebend  
zerflatternde Träume, rosenblätterweichkosend.  
Blütendurchduftendes Schimmern erleuchtet,  
Stunden, Tage, — — — — Leben — — —  
lichtgeschwängert das du in mir  
das Wollen du  
der Tag du  
Ackergrund du  
brechende Kette du  
und ich in du  
und heller Tag, rosenblätterweichkosender Tag  
kreuzen heller Gedanken — — du  
— — — du in fröhlicher Spur  
fragend, fangend, hebend,  
du der Tag — —  
der Tag — — du  
— — — hebend — — — — —

#### SOMMERFÄDEN.

Bitteres Schweigen, unheilvoll, verblassend — — — —  
Noch einmal gleitet,  
kreisend, durchkreuzen meine Pläne,  
bittersüß sterbender Duft.  
Und alle Vasen, gefüllt noch mit Wasser, wartend,  
sind leer — — — —  
Erinnerungen blauer Stunden, brennend, verzehrend,  
senden noch einmal heller Blüte süßesten Duft.

Verweht — — — — —

Stille Stunden kosten  
mit welchen Lippen, längst verklungener Töne Lust —  
noch einmal.  
Und alle Vasen, gefüllt noch mit Wasser, bittend,  
sind leer — — — —  
Wegmüde Wolken wandern, wegmüde still dahin  
Wegmüde Straßen ruhen in meinen Füßen aus  
Die Sommerfäden spinnen — — —  
in leisen sterbenden Klingen  
hockt Schweigen, riesengroß, durchnachtet  
Das Werden ist aus  
Das Wollen ruht qualvoll verendet, besiegt — —  
Und alle Vasen, gefüllt noch mit Wasser, lockend,  
sind leer — — — —  
Noch einmal gleiten Bilder, in bunter Reihe taumelnd  
Noch einmal.  
Sommerfäden spinnen, — — — — — spinnen — —  
spinnen — —  
und spinnen blaue Stunden, wegmüde, spinnend,  
ein — — —

#### SOMMERNÄCHTE

Noteinsamkeit drückt ihren Siegel  
auf die Stunde  
es fällt dein Blick, gebogen vor Verlangen  
in das Zucken meiner Hände — — —  
Noteinsamkeit bringt Stunden, Stunden, Stunden  
Lichtsäulen füllen deine Augen  
im tiefen Blau,  
verrinnend gleiten Ewigkeiten.  
Schoß drängt an Schoß,  
fruchtbereit, im süßen Kampf  
höllengrundsiedend schürzt Atem Worte im Wollen.  
Werden erfaßt die Stunde  
Noteinsamkeit bringt Duft in hellen Glocken,  
Not zwingt das All zum Stehen,  
blassende Töne im stürzenden Schweigen.  
Welten versinken in deinem Blick  
blaue Stunden in Not gehüllt  
wegmüde wandern Sterne neidend  
Erde, Erde, dein ist unser Werk  
Noteinsamkeit schlug hämmernd — — — —

### Karl Lorenz / Die jungen Menschen / Zweiter Umkreis

#### DAS ZIMMER

Glutrötevor; Wie Licht schwebt unser Bett im  
Lächeln roter Lampen-Schalen;  
Ich wiege warm im roten Hauch der Wände;  
Licht halmt in die Begegnungsspuren meiner Lende;  
Ich taumle: Licht vor mir, lächelnd in den vor mir  
leuchtenden Glanzspiralen!

Und, kämmt sich immer dieses Licht lächelnd an  
meine Hände?

Ich schau; Spirale schlürfen warm vor meinen  
Brüsten;

Der Mond halmt in den kleinen Fensterstufen  
Langsam mit roter Stirn; langsam: die kleinen Staub-  
gesichte anzurufen!



Und das, . . . Wie wieg ich warm? Wie weht die einsamrote Runde lächelnd vor meinen Brüsten? Bin ich allein, einsames Taucheboot, wiegend in roten Stufen?

Ich schau; ich wiege, bin; ich wage, winde, Du?!  
Ich hebe Hand durch tausend Wandgesichte?  
Wo bist Du, Du? Wo treibt Dein weißer Leib in muschelragenden Gewinden?  
Ich schau; ich dreh die großen Augen-Blüten! Augen durch Traumgewinde!  
Und, glühst Du nie? Nimmer im Raumsein blättern-der Gerichte?  
Mein Auge schluchzt! Immer dies warme Suchen ohne Dich zu finden?

Ich dreh; mein Auge sieht wie Traum in großen Nebelschwaden;  
Mein Auge schluchzt um warme Bettgeländer nieder! Und das, hab ich Dich doch nun seelewieder?  
Ich heb; mich still in warmem Wandbegegnen auszuladen;  
Mein Auge träumt im weichen Halmgelächter Deiner Glieder!

So warm? Ich schlinge. Du? Ich schlüpfe warm an Deine Brüste  
Selig hernieder! Selig? Ich hab Dich, glühewieder! Ich sinke warm in Deine weichen Glieder!  
O, Seele, selig! Seligrote Küste!  
Wie schluchzt das Meer in Dir? Wie bin ich rotes Fahne-Boot, fahnevorauf in Deiner Küste?  
Ich schau; Ich wiege: wiegewarm, flüsternder Traum auf Deinen Gliedern!

Und immer das: einsame Träumen in den weißen Räumen?  
Du schlingst die heißen Arme heiß um meine weichen Schulterspiralen! Du hebst das volle Auge feurig in meine Stirnzeichen!  
So sein? So schlürfen, Du? So aufgehn in verschränkten weichen Träumen?  
Ich kann mich kaum flüsternd in Deiner Glut erreichen!

Du? Du!! Du schüttest Deine Feuermahle Heiß in die Dirherangestreckten Wangen!  
Ich stütze, Du! Ich blühe warm in Deinen Feuer-Stangen!  
Und noch die rote, opferbewegte Schale?  
Und noch das weiße schlingende Verlangen?

Ich schau; Du bist das gute Boote-Spielen meiner Träume!  
Du? Du!! Du bist das große Schäumen meiner weißen Mahle!

Und, immer noch, einzig die weichhinausgebreitet weiße Schale?

Ich wiege warm im großen Lächeln Deiner weißen Bäume!

Du schluchzt die großen feurigen Augen warm auf in meine Du-Spirale!

So, Du?! Dein Lächeln kniet im weißen Auge-Bäumen meiner Stirne!

Ich sinke, Du! Ich bin in Dir bewegte Fahne!!

Du? Du?? Du schlingst traumsprühende Spirale heiß-schlürfend warm um meine Fahne!

Du bist das warme Lächeln: Du vor meiner Stirne!

Ich wiege: traumheran; träumend in weichem Kahne!

## DIE GUTE STUNDE

In Deiner Sehnsucht, blühegroß; mein Auge geht in Deinen stirneweichen Gassen;

Spirale türmen weich im schwarzen Nestbau Deiner Stirnestuben;

Spirale sprühn im Astgewebe Deiner Wimpertuben!

Und, darf ich: flüstergutes Licht, zweigend in Deine Blüte fassen?

Darf ich in allen Weißbaum Deiner heißgebärdet weichen Stuben

Hintun mein bißchen Schwanefleisch? Hintun die heiße Stirn in Deine Stirnegassen?

Du blühst im großen Ampelrauchen Deines rotgehalmtten Schweigens:

Unbändig Laub; unbändig in-Dich-hingetürmtes Hoffen!

So warm? Von jeglich wilder Gasse meiner Glut getroffen?

Ich hüll mich auf im großen Glutgeschwader meiner Geigen;

Ich sinke warm, von rotem Licht windend mit weichen Fahnen angetroffen,

Leis in die rote Herglut, hin! Warm in Dein rotes Händleinmeinebrütezweigen!

Ich bin; wie warme Schwäne hebst Du spitz die weißen Hände

Leise um meine blaugerauchten Nacken!

So warm? So weißes Morgenland, warmauf vor Du-berauschten glühenden Glutbaracken?

So, immer warmer Glühestrom? So warmes Seufzen, Du? So warme Sehnsuchtblüten, Du, blühend von Stirne Wänden?

Glutmeere knien in mir! Glutsonne-Arme stehn in mir, leise hinaus: Sprühen und Glühe-Hacken!

Ich schlürfe: Du? Ich senke über Deine Brüste meine Hände!



Und, immer, Du? . . . Immer die Schwäne, weiß?  
Immer die roten Glühe-Schlangen?

Ich schau: warm in die Spiegel Deiner Augenmeere,  
warm in die großen Stirne-Zeichen!

So immer, Du? So immer: Morgenland, langsam in  
weichen Nebeln weicher Wiesen-Teiche?

Ich schau; das letzte warme Muttermögen; das erste  
große Muttersehnen? Immer nur einzig, Du?

Einzig die große Fahne Deiner Wangen?

Immer die Angst; ich könnte nie, silbern die großen  
Lampen Deiner Sonne streichen?

Du schwenkst vor Deinen Augen Fahne! Fahnen:  
Glut! Glühwarmes Glutverlangen!

Und das? Ich sinke ein! Du wirst ja einst die  
großen Segel meiner Kindglut tragen!

Du wirst ja einst, einmal die großen Worte wiegen!  
Einmal trägst Du die große Fahne: Mutter vor Erde-

siegen!

Du schau; Dein Lächeln zückt, kreiselnd vor Deinen  
Wimperwagen! . . .

Und darf ich Dich: einmal wie rote Blume wiegen?  
Du sinkst in die Gebärden meiner großen Fragen!

Du glühst im stolzen Segnewasser meiner, seligen  
Wiege-Brüste!

So warm? . . . Du blühst; Dein Auge steht, rot  
lächelndwarme Flamme, schnürend vor meiner

Kehle!

Die warmen Blumen, blühegroß, wachsen im großen  
Raumboot Deiner Seele!

So, weich?! So letzter Atme-Sprung, leis Indich-

niedertraum vor ferner Küste?

Warm weht der Wind mit großen Augen auf, lösend  
inmir, lösend in meiner Seele!

Du hängst, wie warmer Wind, schürend im großen  
Traumgeboten meiner Brüste!

LÄCHELND IM BLUT DER LAND-  
SCHAFT

Begehren kniet; rings tragen Bäume sich auf weißen  
Händen

Lächelnd Gespräche in die Stirne-Brücken;  
Ich schwane weich in weißen Grashalm-Blicken

Leisangetrunkener Traum, raunend im Taumel  
meiner Hände!

Und, blutest Du so ewig kleine Boote auf vor Deinen  
Blicken?

Bist Du das kleine Boot lächelnd vor namenleer-  
gewaschenen Geigen?

Ich schau; in Deiner Stirne tanzt der Mond lächelnd  
auf sommer-meeren Füßen!

Auf Deinen Wangen schlägt der Duft, spirale-auf,  
lächelnde Wiege-Süßen!

So warm? Langlächelnd, Du-gestreckt? Immer im  
roten Mantel heißer Schweigen?

Ich schaue tief, ein in die großen, lächelngewiegten  
Mir-in-die-Wangen-Grüße!

Und, ist Dein Lächeln immer nur, leuchtenbewegtes  
Haus rotinsichhingedrangter Erde?

Und, hebst Du immer nur: boot-rauchend kleine  
Fieber-Fahnen

Leise mir an? . . . Ich schau! . . . Und, ist das alles:  
Indir, vor-Dir-auf: Leuchten gen kleinem

Gräser-Kahnen?

Ich schauke warm im großen Boote-Lächeln Deiner  
Mir-in-die-Stirn-Gebärde!

Und, immer noch, einzig das Ruh-Haus grenzenloser  
Fahnen?

Ich wiege, weh! Ich wage, bin; mein Auge nagt mit  
kleinen wiegenden Silber-Messern

Leis in der Stirn Dir hin und wider!

Und, immer noch der Rausch? Immer das große:  
Fahne im Boot-Geruch der Lider?

Du schau; leisauf aus Lächeln rötlicher Stirn-  
Gewässer!

Ich fließe warm, ein in die roten: Tulpen-Gewänder  
Deiner Glieder!

Und, immer: Du? Immer das leise Träufeln lockender  
Silber-Fäden?

Du streckst Dich um in warmen Du-Geplätscher  
weißer Garben!

Du windest: michheran, laut-öse-auf, ringend im Du-  
Hauch heißer Farben!

Und das? Noch immer Sonne-Sprung? Licht-atme-  
weich vor Harfe-Läden?

Ich? Du? . . . Ich siede: Feuer-Turm, traum-nage-  
weich flüsternd im Raupen-Lampen Deiner

Narben!

Und das? Wie wird mir alles so, fließend im  
Silber-Atem roter Stirne-Dächer?

Mein Atem stützt lächelnd im Fahne-Bogen roter  
Wangen;

Du glühst: Rot-Licht im Du meiner Dir-zugestreckten  
fügenden Silber-Stangen!

Ich schmiege warm im roten Zu-Dir-schmelzen,  
leuchtend im Blickertänken segelnder See-

Gemächer!

Und noch? das rase-aufgeschwenkte fahrende Du-  
Verlangen?

So warm? Ich schmelze, bin; ich siede in die  
Begegnungs-Wirbel Deiner Rufe!

So Du und Du!! So Du?! Du lächelst in den  
letzten Sprüngen Deiner Geigen!



Ich atme, so? ! Führt immer soviel Sonne-Traum  
auf weißen Zweigen?  
Die Sonne fährt lächelnd im Du-Hof roter Sternen-  
Stufe;  
Ich schau'le warm, über Dich hin, lächelnd mein  
wiege-großes Schweigen!

#### INUNSVENSENKEND

Du-Stunde, sehne-tief; ich blühe: weißer Schwan,  
rotum im Ankerwenden Deiner Hände!  
Spirale stützt von Deiner Stirn in meine Wangen!  
Und, dies begeisterte Gebirgetun? Dies langsame:  
Dichinmichtränken vor bewegten Stangen?  
Ich wälze, weicher Widerschein, flüsternd in Deine  
Glüheglut die weißen Hände!  
All das?! Du zückst! Du wölbst im großen Qual-  
schrei blutender Verlangen!

Du drängst die Brüste heiß, heißsiedeauf in meinen  
Brüsten!  
Dein Regenbogen: warme Haut, Dein endlosinsich-  
schlingendes Begehren  
Schluchzt in mich, schluchzt mich an! . . . Du senkst  
in die Gebote-Fahnen meiner weißen Scheren!  
So Du?! Glutopferroter Schwan? Wiegend im  
wiegelnden Gebetbuch meiner Brüste?  
Du sinkst! Und, kann ich kaum, auf mich mehr  
tun? Du? Kaum? Rot noch im großen An-  
strom mich erwehren?

Du siedest, sinkst; Dein Fleisch hängt, rote Opfer-  
borden,  
Auf in den weichen Fahnen meiner Hände!  
Alles so weiß? Alles so wild? Alles so Anspruch,  
blühegroß, windend im wilden Dusprung opfer-  
glutbedrängter Wände?  
Ich senke, mich; Sekunden stehn an meiner Stirne!  
Rot? Sekunden wiegeln weich und morden  
Die letzte Blume: Blut in mir, den letzten Blut-  
vorausguck meiner Hände!

So, immer Wiege, Käferspiel? So immer Abend  
weißer Stunden?  
Ich schaue mit den großen Augen, glühend! Du?!  
Ich schaue mit den großen Stirne-Erden  
Glühsprühewarm, flüsternd in Deine, traumwagend  
roten, windenden Glutgebärden!  
Wie warm geht unter rotem Wind die weiße Stunde?  
Und, immer Warmsein: Wärmewand, flüsternd im  
großen Wechselmunden?

Die Sonne stützt; ich atme in den Halme-Hütten  
Deiner Stirnen!

Ich atme vor den großen Segelfahnen Deiner Brüste!  
So warm? Ich neige, Du?! So fragende Unendlich-  
keit einzig im Raum der Küste?  
Du schweigst; Du hebst die großen Glocken Deiner  
Stirne  
Heißhin nach mir; heiß in die roten, wiegenden  
Segelboote meiner Brüste!

Und das? . . . Ich schau? Sind das die großen  
Worte: Wipfelfahnen?  
Sind das die letzten Rauchsirenen aus verwogtem  
Gestern?  
Wie warme Fahnen, in-Dir, stehn die roten Schwestern!  
Die Sonne schlürft im roten Segelschwenken Deiner  
Stirne-Fahnen!  
Wie warm in Deinen Wangen drehn die Vogel-  
nester!

Und das? Landschaft im Ansturm vor begeistert,  
insichhineingewiegten Weiden?  
Ich winkle, bin; ich atme vor den Ängsten roter  
Stände  
Langsam die rote Heerschau, wiegelnd in Deine  
Hände!  
Du? Du!! Du zwingst die roten Fahne-Türme:  
leis um mich hin Dein rotes Blut zu kleiden!  
So warm? . . . Wie kleine Funken sprenkeln Deine  
Hände!

Wie große Glutbalkone rauschen Deine Augen!  
Du? . . . Du-Opfer-groß im Boottausch Deiner  
Wangen?  
Ich stütze, bin! Ich wiege weich, ich taumele! Du,  
nur?! Ich schwenke um in mir, ich fasse!  
So, immer roter Wimpelschein? Immer die erste,  
wiegende Morgen-Straße?  
Du klopfst um mich die letzten Seufzer Deiner Glut-  
Verlangen!  
Ich wiege: Weiß, wiegend in mich: hinaufgeflossener  
Schein, wiegend in Deiner Wirbelgasse!

#### ERGEBUNG

Du? Du?? . . . Die Sonne peitscht vor meinen  
Stirne-Türmen  
Mit endlosweitgeöffnet roten Händen!  
Und, kann ich mich, kaum noch in diesen Glut-  
spiralen wenden?  
Raketen stehn in meinen Brüsten auf und stürmen!  
Du? Du?? Peitsch doch nicht so, Sonne mit Deinen  
wilden Händen!!

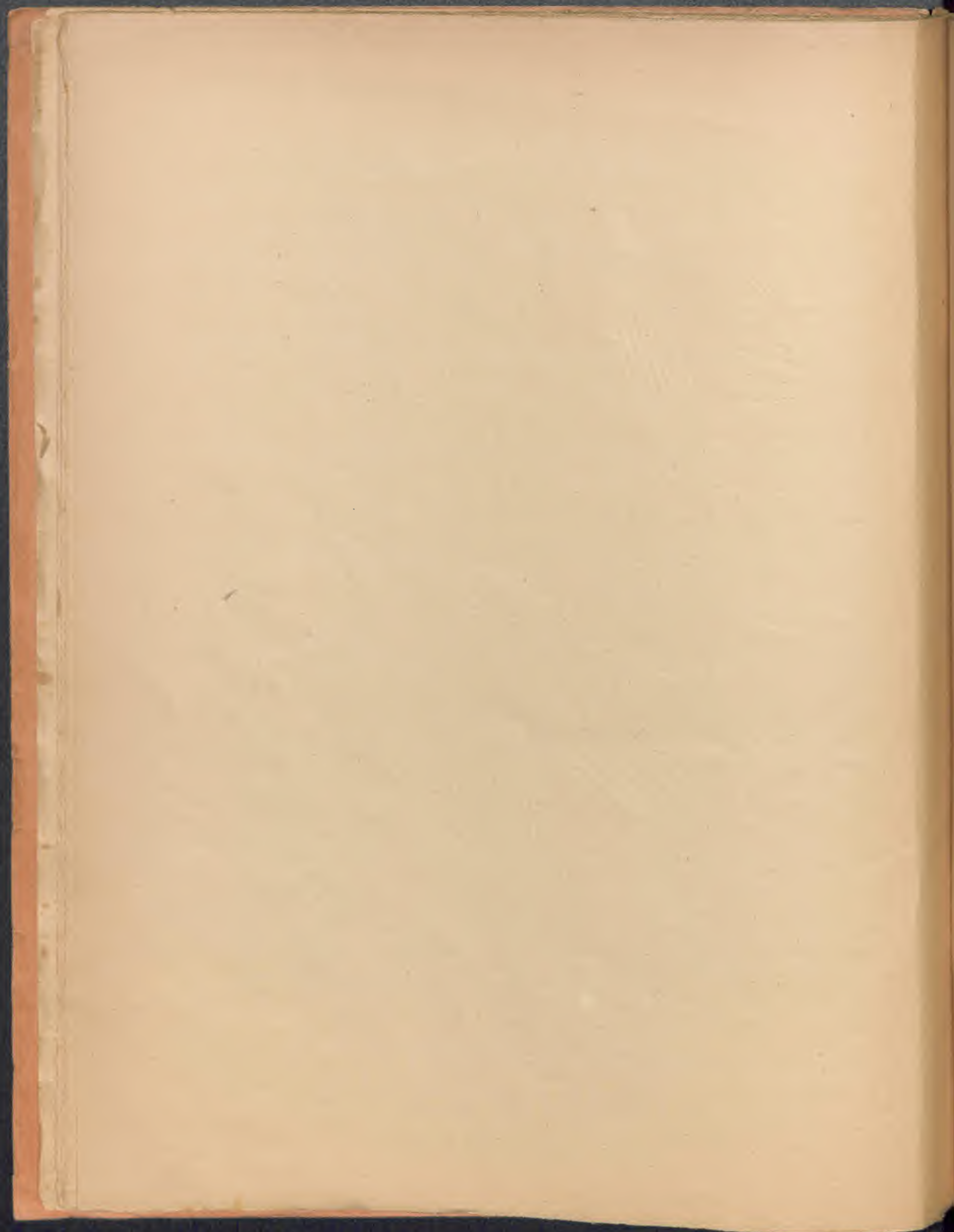
Und, immer noch? . . . Wie stehst Du heiß, immer  
in mir, heißer intraumgeschwenkte Sonne?  
Ich bin, ich wiege, wage hoch! Und noch das gute  
Sonne in allen Zweige-Lauben?





W. Titze: Badende







Die Wolken knien; Wirbelinsichgeschwenkte Tauben!  
Und, immer noch; weich über michhinausgelehnt,  
windend die weiße Sonne?  
Wie bist Du groß; Lichtlaub vor großem Leuchte-  
Glauben?

Wie stehst Du rot in diesen weißinsichgedrängten  
Bäumen?  
Ich horche in den weißen Wind! Ich schau in Deine  
warmen, leuchtenden Hände-Narben!  
So einsamrot? So gutes klagefernes Boot, schweigend  
im großen Aufbruch wilder Farben?  
Du lehnst; urweiches Laub, weidend im großen  
Türmegarten Deiner Träume!  
Und, immer so gut allein? Immer so weich, weidend  
in wildgepeitschten Garben?

Ich schau; der Wind steckt Dir die rote Rose auf  
die weißen Brüste;  
Der Duft schleicht wie vor rotem Turm schmiegend  
im Rotlicht Deiner Wangengassen!  
Und, alles Traumglast, wieherndrot? Alles wie Wind  
einsam auf weitem Meer verlassen?  
Ich steige, auf; ich winde vor im Segelhafen weicher  
Grashalmküste!  
Du? Du!! Darf ich die weiche Hand, weichleideauf  
in Deine Stirne fassen?

Du rührst; Du zweigst die schwarzen Augen aufwärts  
in meine Stirngebärde;  
Ich bring mein rotgestreiftes Fleisch nackt in die gute  
Nähe Deiner Brüste!  
Wie träumst Du arm? Wie träumst Du fern? Einsam  
im großen Meerbewegen ferner Küste?  
Ich schau; in Deiner Stirne sind die Lampen weich  
am werden!  
Und sinkst Du nicht, Traumflimmerglut, flimmernd  
in meine Brüste?

Du schwenkst; Du hebst die großen Arme, warm  
mit den vorgespannten Schwänen  
Über die Segelfahnen meiner Schulternflüsse!  
Du drängst Dich heiß in meine wiegenden Busenflüsse!  
Du? Du!! Du sinkst warm an vor meinen Brüste-  
Kähnen!  
So Flüsterland? Auffahrendweiche Landschaftsküsse?

Du schwenkst; Du atmest, wiegelst, bist; die roten  
Anker Deiner Arme hängen  
Im großen Klopfen meiner Schulternflüsse!  
So Du? So aufwärts wiegewarmer Schaum? So  
grenzenlose Aufglut warmer Segel-Güsse?  
Du schaust mich an mit Deinen Träumen taumelnder  
Gesänge!

Du? Du!! Du atmest rote Segelfahnen, . . . rot?  
. . . Du atmest mich in Deine roten Flüsse!!

Und, Du? Wie atmet langsam weicher Wind? Wie  
halmt der Duft vor weißen Bäumen?  
Ich stürze, Du? Ich stütze: Sterneboot, flüsternd aus  
Stern-Umglühe nieder!  
Ich schwenke rote Hände weich, festhin um Deine  
Glieder!  
Und, stehst Du noch im schwarzen Vorhof dunkel-  
angeheizter Träume?  
Der Wind spielt weich an weißen Glockensträngen  
Deiner Glieder!

Der Duft stützt roten Brief an Deine Stirn!  
Immer, nun so? Immer nun weich; Du-Boot in  
meinen Händen?  
Das Lächeln zweigt flüsternd aus Deinen Stirne-  
Wänden!  
Das Lächeln zweigt von Deinen Wangen auf nach  
Deiner Stirne!  
Und, immer so? Glut-Boote: Wirbeldampf, weich-  
rage-auf in meinen Händen?

#### HINGEBUNG

O, Sonnehoffnung; Blüheland! Der Wind wiegt in  
den Schaukeln grüner Zweige;  
Der Duft kämmt Stirn im Blut der Morgenfrühe!  
Und, immer das; Ich weiß, ich bin? Ich wachse in  
mir, bin, ich blühe?  
Gott spielt im Nebelsaum vor meiner Seele-Geige!  
Du schreist in mir! Du! Du schreist im Saum-  
begehren meiner Opferblühe!

Du? Du!! Ich zweige, bin! Ich tropfe: Glut! Ich  
segle in der Grashalmgeige!  
Ich suche, suche, Du! Ich wate, wate, Du?! Mein  
Auge schluchzt in schluchzende Spirale!  
Du? Du!! O, Land! O, Opfer! . . . Fahne? Du?!  
Fahne?! Du?! Die Sonne, Sonne, Du! Die  
Sonne sprüht in roter Schale!  
Und, ist Dein Blut nun in mir, Du? Und spielt  
Dein Blut auf meiner Geige?  
Ich suche, Du! Ich schluchze, Du! Ich tauche, bin;  
In mir schreit Du, in mir! In mir treibt große  
Opferschale!

Du? . . . Du!! Dein Blut?! Du neigst im Harfeton!  
Du neigst im Bluthauch warmer Grasgestühle!  
Du blühst die roten Brüste in die Äste;  
Du sprenkelst: Glut; Atme-Spirale in die Äste!  
Mich peitschen, Du! Mich peitschen glimmend  
glimmende Gefühle!



Du? Du!! Du träumst im Vorgebet, glühender Glut!  
Spirale! Du! Du träumst vor rotem Opferfeste!

Und, ist das alles so wie Traum? Alles wie wilder  
Vorsprung weicher Träume?

Ich streu, mein Fleisch! Ich streu: Glut, Röte-Opfer-  
Türme, leis mich in Deine Glieder!

So, Sonnefahne, Du?! So Sonne-Einboot, treibewarm,  
träumend im weichen Du-Glanz weißer Bäume?!

Dein Auge, Du! Dein?! In meiner Stirne stützt  
Dein Auge wieder!

Es war so schwarz! Es war, . . . So Trauer,  
Traum! So müde Menschen, Menschen müde!  
Der Wind ging wie vor armen Krankenbetten!  
Die Sonne lag schwer in sich auf, einsam vor  
dunklen Sternbetten!

Du? Du!! Noch wilder Widerspruch? Noch wehe  
Abkehr, Du? Noch dunkles Laub vor Deinem  
Lide?

Schau doch! Die Menschen, Du! Die Menschen  
sind! All Menschen warm auf rotem Retten!!

Du? Du!! Noch immer schwarz? Noch immer  
dunkler Schrei im Du-Sturm Deiner Licht-  
gebärde?

Du?! Du!! Du und Du! Du Du und Du!! Du, . . .  
Ich schluchze, warmes Boot! Mein Auge warme  
Glühe-Kähne!

So rot! So, Du? Weich, Deine Hände! Du, so!  
Glut fährt im roten Winkel meiner Kähne!

Glut? Du!! Ich machte, Du! Ich machte alle  
Erde!

Du streckst die warmen Hände wie erleuchtetwilde  
Schwäne

Weich um die Lampen meiner Stirne! So Sehnsucht,  
Du? So alles Kaltsein jäh vergessen?

Ich schau; vor Deinen Wangen türmen die guten  
Wetterstunden!

Oel sieht die warmen Netze warm vor Deine  
Wunden!

So jäh? Sturmvogel-Glühespiel? Sturmvogel-Opfer,  
glühe messend?

Ich senke, bin; urewigwarmer Kahn, treibend im  
warmen Du-Gewässer Deiner Stunden!

Du? Du!! Die Sonne schmilzt in großen Opferblüten  
Deiner Stirne!

Die Bäume schlagen sich mit Traum vor Deine  
Hände!

Ich segne um: Meerspiel, Glut-Opfer-Röte-Land!  
Ich segne, bin; ich wende, . . .

Dein weißer Stirnbaum träumt in meine Stirne!

So noch? So warm?? Gluttropfen glühn von Deinen  
Händen!

Ich schmiege in die tiefen, lächelnden Wasserrosen  
Deiner Brüste!

Dein Atem klemmt; weichrote Seide-Schnur um  
meine Kehle!

Du? Du!! Ich segne, bin! Ich blühe: weißer  
Traum, glühend in Deiner Seele!

Ich wiege warm in Deiner sehnsuchtoffenen Küste!  
Ich, . . . Du?! Du glühst; rotopfertrunknes Boot,  
trankklopfewarm in meiner Seele!

Und, immer, Du?! Einzig, Begegnung, blühegroß?  
Einzig die Festbegegnung unsrer Blicke?

Ich zweige, bin! Ich blühe über Dir in roter Fülle!  
Du hüllst; Wärme vor Wärme auf, blühend Dein  
gutes Fleisch warm in die guten Male meiner  
Fülle!

So warm? So opfergroß? Urselig im Bereitsein  
großer Grashalmbrücke?

Du blühst so warm im großen Opferfahnen meiner  
Sehnsuchts-Hülle!

So, Du?! Ich schlürfe, Du? Ich senk in Deine  
warme Fahne!

Ich blühe, warm in Dir! Ich blühe warm in Deinen  
Geigen!

So warm? So Blühe blühegroß? Fahne im großen  
Schweigen?

Ich blühe, warm in Dir! Ich, blühe warm in Deiner  
Fahne!

Ich ströme in Dir warm vor Deine Geigen!!

## ERFÜLLUNG

Gras-Halme-Traum; die Sonne breitet über Bäume  
weiße Hände;

Ich lehne in den warmen Sonne-Booten Deiner Brüste!  
Und, warst Du nie im Segelfahne-Rausch bewegter  
Blühe-Küste?

Mein Auge schaufelt warme Glut, glühend in Deiner  
Stirne blühenden Sockel-Brände!

Du rührst die warmen Tonnen weich, silberherauf,  
tonklangbewegt an meine Brüste!

Und das? . . . Wie geht das Feuer weiß in Deiner  
Stirne Gassen?

Ich schau; im Stirnraum Deiner seligen Terrassen  
fahren die kleinen weißen Feuer-Wagen

Die großen Antwort-Mäntel auf in meine Fragen?

So warm? Soll ich dort um den Falterstirnbaum  
Deiner Wangen fassen?



Du wiegst; die kleinen Bootgewänder auf in Dir  
spiegeln nach meiner Hand und schlagen

Wiegende Feuertürmchen, wiegend in meine Stirne!  
Wie bist Du denn so tief in Dich flüsternhinab-  
getrunken?

Sind alle Fahnen Dir blühend blühend in Deiner  
Seele Gottes-Straßen hingesunken?

Ich schau; Du schränkst Dein Auge rot im Mantel-  
Leuchten Deiner Stirne

Über die kleinen Wange-gen-Dir-herüber-Funken!

Und, das? . . . Ich atme weich im Lächeln-Rieseln  
hingezücker Träume;

Ich wiege warm auf Deinen Wange-Lampen

Lächelnd die große Stirn; lächelnd die warmen Boote  
meiner Stirne-Lampen!

Und, immer nur? Einzig das letzte Glück-Erregen  
unter bewegten Träumen?

Du glühst; tieftieferhin; Du blühst im großen Anmarsch  
lächelnerregter Lampen

Unter mir auf! Du? Du!!! Ich bin; ich stütze,  
Du? . . . Ich heb die Feuerboote grüner Hände  
Heiß in die Hallen Deiner Stirn; warm in die Wogen  
Deiner Mähnen!

So, Feuer-Tau? So letztes Uferragen Du-mir-ange-  
lehnter lächelnder Sonne-Tränen?

Ich schau; ich gieße mich: umwärts vor Deinen  
Händen!

Und, immer; rieselnhingezückt, leuchtend die Wogen  
traumkleiner Seele-Mähnen?

So Du und Du?! Du hebst die warmen, lächelnden  
Hände-Schalen

Warm in den großen Seele-Flüstern meiner Stirne!  
So warm? So endlos, straße-fern? immer die  
Lampe-Boote Deiner Stirne?

Du schluckst im großen Zu-Dir-Halm leuchtender  
Opfer-Mahle;

Du drehst die letzten, sonnigen Stirne-Wirbel, wirbelnd  
in meine Stirne;

Du schluckst, heiß auf, flimmernd in die Bewegungs-  
grenzen meiner unendlichlächelroten Wangen!  
So, Du? Ich stütze ein; ich schaure in Dir warm  
und wieder;

Ich schwane weiß, lächelnd im See-Boot Deiner Glieder!  
Und, noch: lächelnbewegtes Fahne-Tuch, leuchten-  
bewegter Du-Verlangen?

Du wiegst die warme Ich-Frucht warm, leuchtend  
im großen Du-Hof weißer Glieder!

Und, immer, immer, Du? Das riesiggroße Fahne-  
Schwenken?

Wir schweben warm im Segnungs-Raunen unserer  
Träume;

Wir beben, Du?! Wir schwanen; wiege-groß: Leuch-  
tende Feuer-Bäume:

Wir gießen: ineinanderhingehellte Fahne, leis in den  
rotraumlächelnden Gelenken

Aufwärts vor uns: lächelnde Wiege, Wage, Träume!

## Georg Britting / Kinonovelle

Das Mädchen erblühte vor der Tapete zu einer  
seltsamen Blume. Der große Mund zerfiel zu rundge-  
schwungenen üppigen Blättern. Tiefe Augen schwankten  
darüber wie giftige Beeren. Arme wanden sich wie  
Schlingfäden und umstrickten den Mann, der, blaß,  
Haarlocke blau in der Stirn, vor Ilsa sich krümmte.  
Die Vase stand schief und Vorhänge wehten schwer  
herein. Die Tür sprang auseinander und schleuderte  
eine ältere Dame ins Zimmer. Ilsa wandelte sich  
zum arglosen Backfisch. Der Mann zitterte immer  
noch. Seine Hände rissen an den Frackknöpfen.  
Sein Schnurbart flog. Seine Augen verkrochen sich  
schmal. Emma starrte unverwandt in das weiße  
Flimmern. Licht zog in Streifen durch die dunkle  
Muschel des Raums. Vieler Atem brauste. Die  
beiden waren jetzt wieder allein. Ilsa lächelte ver-  
rückt dünn. Dann schlug sie ein-, zwei-, dreimal  
scharf auf den vor ihr Kauernden ein. Der krümmte  
sich wollüstig. Ein Diener rief ihn ab. Er umwedelte

noch einmal das Mädchen, läppisch, und schlich  
zermorscht weg. Ilsa malte auf einen grünen Bogen  
Verrat. Sie leckte den Leim des Kuverts, genäschig,  
als sei er süß. Ah, das hatte er nicht in Betracht  
gezogen. Man konnte dem andern schreiben. Er  
nahm sich vor ihre Briefbögen zu zählen. Einen  
Augenblick wurde es hell. Emma sah träumerisch  
vor sich hin. Ihr rundes Kinn war lieblich. Tiger-  
haft trat der andere ins Zimmer. Er trug Ilsa in  
seinen Zähnen davon wie die Katze die Maus. Vieles  
geschah noch. Emma hatte einen Namen geflüstert.  
Eine Stichflamme fuhr in sein Hirn. Die Briefbögen,  
dachte er. Ich habe sie nicht gezählt. Was flüstert  
sie einen Namen! Jetzt lächelte sie wie Ilsa. Drunten  
flatterte einer herein. Umwirbelte sie. Die warf  
ihm Hohn ins Gesicht. Er erbleichte. Es geschah.  
Er neigte sich zu Emma. Sie schrie leicht. Das  
Fenster, klirrte. Ilsa schwebte wie ein blaues Tuch  
in der Luft. Das war, das war, gut so! Er hatte



Emma ergriffen. Er hörte sie klatschend im Parkett aufschlagen. Er floh. Der Portier drehte sich an ihm vorbei. Die Treppe fiel jäh ab. Er stürzte auf die Straße. Fenster grinsten. Er bog in sein Haus ein. Er kroch auf sein Bett. Er hörte noch das Klatschen. Sah Gehirn spritzen. Leute entsetzt aufspringen. Sie würden kommen ihn zu holen. Er hatte ihr Unrecht getan. Vielleicht. Er hatte keine Beweise. Er hatte auch vergessen ihre Briefbögen zu zählen. Aber der Name. Und damals die Begegnung. Trotzdem. . . . Er hörte Schritte auf der Treppe klappern. Das waren sie schon. Das

ging schnell. Schaffot, murmelten seine bleichen Lippen. Begnadigung! Eifersucht, Begnadigung, brüllte er, als die Tür aufrasselte. Emma tänzelte zu ihm. Weg! Weg! schrillte er. Gespenst! Fürchterliches Gespenst! Er sprang ihr an die Gurgel. Du! Du! Er hörte sie wieder röcheln, wie vor einer Viertelstunde, als er sie ins Parkett geschleudert hatte. Sie wurde ganz ruhig. Tot. Endlich tot!

Als man ihn verhaftete, begehrte er wegen Doppelmordes bestraft zu werden. Die andere Leiche müsse noch im Kino liegen.

## Rosa Schapire Schmidt-Rottluffs religiöse Holzschnitte

In den hieratisch strengen, feierlich thronenden Heiligen der Mosaiken von Ravenna offenbart sich eine durchaus objektive Darstellung der transzendenten Welt. Ein Götterhimmel wurde geschaffen, eine Welt für sich, ohne Beziehung zur Welt der Menschen. Am Leben, als etwas Irdischem, haben diese Gestalten nicht teil, unabhängig von subjektivem Erleben führen sie ihr Eigensein als höchste Offenbarungen des Göttlichen; diese Beziehungslosigkeit bildet ihre Größe und Grenze zugleich.

Ein anderer Strom des Empfindens lebt in den Gestalten des XIV. Jahrhunderts. In die feierliche Abgeschlossenheit mündet ein Ton persönlichen Empfindens und wandelt die allgemeine Glaubenssache zu einer höchst persönlichen Angelegenheit. Die Kraft religiösen Erlebens spricht aus Giotto's Passionsszenen so gut wie aus den Fresken des sanften Lyrikers Fra Angelico; Botticellis leiderfüllte Madonnen, Michelangelos wild dahinstürmende Jahve, Grünewalds lichtverklärter, auferstehender Christus sind weitere Schritte auf diesem Wege. Göttliche Offenbarungen werden nicht mehr als ein Gegebenes hingenommen, sie werden leidenschaftlich erlebt und durch das Erleben umgestaltet. Das persönliche Verhältnis des Künstlers zur Gottheit offenbart sich in seinem Werk, um so tiefer, je mehr er in seinem Ringen um die letzten Fragen des Seins den Sinn begriffen hat, der sich hinter allem äußeren Geschehen verbirgt und neue geheimnisvolle Schönheiten aus den alten Inhalten herausgeholt hat. Dieser Strom des Empfindens schien seit Rembrandts religiösen Darstellungen verschüttet; heute stehen wir vor der Tatsache, daß unsere jungen Künstler, müde jener Welle des Naturalismus, die die Welt arm gemacht hat, bewußt die Wirklichkeit steigern,

der Welt als Liebende gegenüberstehen, hinter dem vielfältig Zerstreuten der Erscheinungen nach dem Ursinn suchend. Der Geist im Ich, als ein Übersinnliches begriffen, wurde der Materie gegenübergestellt. Von hier lag es nahe sich an religiösen Motiven zu entzünden, dem uralten Stoff neue Seiten abzugewinnen, neue Lösungen zu wagen.

Unter jenen, die diesen Versuch gewagt haben, steht Schmidt-Rottluff an erster Stelle. Es hat lange genug gedauert, bis die Gewalt des Erlebnisses, das Sagenwollen des Unsagbaren seiner in dem Maße Herr geworden sind, daß es ihn zur Gestaltung religiöser Motive gedrängt hat. Aber plötzlich ist es als wäre eine Wand eingerissen, Kindheits-erinnerungen werden wach, geläutert, in eine transzendente Sphäre gehoben, überwältigen sie ihn, und in stolzer Folge entstehen die Holzschnitte zum Thema Christus. Die heiligen drei Könige, die mit ihren Gaben kommen, um das neue Licht zu grüßen, eröffnen 1917 die Reihe. Drei von vorn gesehene Gestalten, in deren Gesichtern etwas von jener Beziehungslosigkeit zu Menschlich-Allzumenschlichem lebt, wie es mittelalterlichen Miniaturen eignet, füllen die große Fläche in reichem Wechsel von Schwarz und Weiß. Darüber hinaus geht das Pathos der Kreuzigung. (1918) Christi gekrümmter Körper hebt sich von schwarzem Hintergrund ab. In Strömen fließt das Licht und ballt sich in der Glorie um sein Haupt zu einer Sonne zusammen. Maria Magdalenas verzweifelte Geberde hält der ganz in ihren Schmerz versunkenen Maria, auf deren Schulter Johannes tröstend die Hand legt, das Gleichgewicht. In „Emmaus“ dämmert das Erkennen; trennend steht die weiße Tischplatte zwischen Christus und den Jüngern. Fast abwehrend steht Christus mit lang



herabwallendem Haar wie ein Magier, ein Gefäß in der Rechten darbietend; wie der Jünger im Hintergrund die Arme in überwältigtem Schauen öffnet, wie es den anderen, der mit vorgeneigtem Kopf, mit allen Fibern das Wunder in sich aufnimmt, in die Kniee zwingt — trotz Rembrandt ist diese Szene nie größer gestaltet worden. Große Einzelköpfe: der frontal gesehene Christus, der als neues Leidensmal die Jahreszahl 1918 auf der Stirn trägt, der auf schlankem Hals aufsitzende Kopf eines Jüngers mit suchend-leidvollem Blick, die Verkündigungsmaria mit schmerzlich geöffnetem Mund und der Geberde erschreckter Abwehr in der starr gekrümmten Rechten leiten über zu der gewaltigen Gegenüberstellung von Christus und Judas. Judas spitzt die Lippen zum Kuß, während Christus mit weit geöffneten, weltenüberschauenden Augen sein Schicksal gelassen auf sich nimmt.

Figurenreiche Kompositionen folgen. Noch einmal das Emmausmotiv: die große Kurve der Landschaft, die streifenartige Behandlung des Himmels und die vom Sonnenball auslaufenden Strahlen bilden in ihrer Ruhe einen Ausgleich gegenüber der gramgebeugten hoffnungslosen Versunkenheit, dem dämmernden Ahnen und der ekstatischen Abwehr, die zwischen dem Herrn und den Seinen leise hin und herflutet. — Vor einer blöde starrenden Menge, die das Gebot, daß wir mit unserem Pfunde zu wuchern haben, nicht begriffen hat, vollzieht sich das Wunder des verdorrenden Feigenbaumes, der verflucht wird, weil er keine Frucht getragen hat. Dicht gedrängt, Christus mit zurückgeworfenem Kopf voran, füllen die Gestalten die rechte Bildhälfte; mit seiner ausladenden Krone hält ihnen der Baum das Gleichgewicht.

Ein Meer von Haß brandet um Christus und die Ehebrecherin. Glotzende Augen, bleckende Zähne tauchen aus dem Dunkel, Hände greifen wie Krallen nach der Frau, die ihr Haupt vor Christus neigt und vom milden Heiland entsühnt wird. — In Petri Fischzug ist der kniende Petrus mit seinen hochgereckten Händen ganz Flehen geworden, Christus vor ihm undurchdringlich, geheimnisvoll, fast gespensterhaft in seinen Mantel gehüllt, gleicht er einem allem Irdischen entrückten Geist. Im Hintergrund ziehen die Jünger die Netze mit zappelnden Fischen ins Boot; benommen von der Last des Tages ahnen sie, in einer anderen Seinssphäre lebend, nichts vom Wunder, das sich vor ihnen vollzieht.

Man glaubt den Strom religiösen Gestaltens versiegt, doch das Jahr 1919 schenkt drei neue Blätter: Christus bei Maria und Martha, den Heiligen und Franz von Assisi. Die strahlende Glorie, die

Christus wie in einen Mantel einhüllt, der Tag, der durchs Fenster bricht, lösen den dunkeln Hintergrund in ein Meer von Licht auf. Leise wehrt Christus der dienenden Martha, Maria sitzt horchend von seinen Worten benommen zu seinen Füßen. Die ekstatische Geberde des Heiligen nimmt Franz von Assisi, seine Wundenmaleweisend, in großartiger Steigerung auf. In seinem abgezehrten Gesicht, in den nach Innen blickenden Augen unter der mächtig vortragenden, gewölbten Stirn durchdringen sich Ethos und Pathos. Selbst die von intensivstem innern Erleben erfüllten Köpfe des Jüngers, der Maria, des Christus und des Judas bleiben hinter dieser Gewalt des Ausdrucks zurück. Wie eine Opferflamme loht die Linke gegen den Himmel.

Nach einem schönen Ausspruch Bubers sichert Qualität dem Kunstwerk nur den Einlaß in den „äußeren Ring“, in dem inneren „stehen aber von je allein die Werke, die den Sinn der Welt gestaltet haben.“ Diese Zugehörigkeit zum „inneren Ring“ eignet Schmitt-Rottluffs religiösen Blättern. Das verborgenste Geheimnis der Seele offenbart sich in Schwarz und Weiß, in Linien und Flächen mit der zündenden Kraft der Bekenntnisse der Mystiker, wenn sie ihres Gottes voll von ihm zeugen. Worte vermögen den seelischen und formalen Reichtum der Blätter nicht auszuschöpfen. In Ausdruck, Haltung, Aufbau ist Christi Gestalt jedesmal verschieden, selbst dem Jahrhunderte alten Motiv des Heiligenscheins wohnt eine neue Ausdruckskraft inne. Strahlengleich löst er den Hintergrund auf, schwelt wie eine phosphoreszierende Flamme gespenstisch um das Haupt der Heiligen, ergießt sich in dreifacher Steigerung in großen weißen Zacken auf die Schultern des Erlösers, bis in abermaliger Variante ein fester äußerer Ring alle Strahlenbündel und Lichtgarben noch einmal zusammenbindet.

Die Beziehungen des Ich zur Umwelt offenbaren sich in allem Kunstschaffen, hier tauchen wir in eine Welt, die losgelöst von der Wirklichkeit, aus Ekstasen geboren bis in die Sterne reicht. Von Mystik, dem Nährboden aller großen Kunst, ist sie durchtränkt. Durch die Kraft der Ekstase wurde die Pforte in das dritte Reich aufgetan, das Tiefmenschliche als ein Göttliches geschaut und gestaltet. Es mag der herrlichste Beweis für die Freiheit des Geistes sein, daß die Mehrzahl dieser religiösen Holzschnitte, die so inbrünstig von der Gottheit zeugen, in Rußland während des Krieges entstanden sind. In das Reich des Geistes ist nichts von den Qualen gedungen, durch die der Künstler während des Krieges gegangen ist, als ein Schaffender, Neuwertebildender hat er sich von allen Hemmungen und Leiden befreit.



Um zu einer ekstatischen Gestaltung durchzu-  
dringen, bedurfte Schmidt-Rottluff des religiösen  
Motives nicht. In groß geschauten Bildnissen, Akten,  
Landschaften und figürlichen Kompositionen hat er  
oft genug den Beweis erbracht, daß er groß genug  
ist, um aus sich heraus eine neue Welt zu  
gebären, aus dem Zufälligen das Wesentliche heraus-  
zulösen, den geheimen Sinn zu offenbaren, der sich  
hinter den Erscheinungen verbirgt. Doch mag in  
den Gleichnissen des Neuen Testaments ein Element

liegen, das Tiefstes in ihm auslösend, seine Phan-  
tasie befruchtet hat; seine Schöpfungen sind frei von  
jeder Illustration, es sind neue Deutungen zu Christi  
Worten. Die religiösen Holzschnitte bedeuten nicht  
nur einen Höhepunkt in Schmidt-Rottluffs Schaffen,  
unsere Zeit hat nichts hervorgebracht in dem In-  
brunst und Kraft der Gestaltung, „das geheime  
Schweigen und die mystische Ruhe“ sich so durch-  
dringen und in so strengem Sinne Form geworden  
sind.

## Paul W. Eisold / „Das bist Du“

Ein Spiel in fünf Verwandlungen von Friedrich Wolf

Uraufführung im Landestheater zu Dresden

Vielleicht besser zu sagen: eine Predigt. Für  
sonntäglich gestimmte Menschen. Für kinderhaft-  
gläubige. Solche, die der warme Glanz eines  
Märchens über die gräßlichen nüchternen Hecken  
dieses Lebens hinweg blicken läßt. In das Reich  
ihrer eignen Märchenhaftigkeit. Ihrer Kindheit.  
Oder in ein imaginäres, übersinnliches, esoterisches.  
Das Sehnsucht und zugleich Erfüllung ist.

Es ist eine Märchenpredigt. Zart, mit zitternden  
Händen hingestellt. Keusch, mit dem Frühtau einer  
heiligen Sendung. Strahlend in dem Bewußtsein,  
ein unerhörtes Ethos zu propagieren; bestimmt: aus  
den Wirrnissen, Leiden und Empörungen dieser  
Zeit herauszuführen. Ach, wollen wir uns alle  
führen lassen von diesem Dichter! Wir sind eines  
gefestigten, abgeklärten, verklärten Führers bitter  
not. Auf! Daß der Dichter Führer und der Führer  
Dichter werde!

Eine Märchenpredigt. Aber die Beschwingtheit  
des Märchens liegt gehemmt von den schwerduftenden  
Schlinggewächsen der Philosophie. Die klare Melodie  
verstrickt sich in dem Moll eines Mystizismus, daß  
die Schönheit der Dichtung wie eine seltene, selt-  
same Blume entrückt wird in astrale Sphären, in  
die ja doch nur ein kleiner Teil der Menschen zu  
folgen vermag. Wohl kann Philosophie Dichtung  
sein (Zarathustra!). Aber Dichtung darf keine  
Philosophie werden. Die dichterischen Elemente  
steigen aus den Bezirken des Gefühls, impulsiv,  
intuitiv. Philosophie ist das Ergebnis einer logischen  
Denkarbeit, das Fazit einer Durchdringung der  
äußeren Erscheinungswelt des Individuums in eine  
innere, geistige, das mit einer gewissen Starrheit  
und Systematik aufgestellt, erklärt und bewiesen  
werden kann. Vermischung wird einen Zwitter

ergeben. Und nach beiden Seiten hin Unklarheit,  
Verkennung, vielleicht Ablehnung. Das Gefühl ist  
frei, hemmungslos. Es strömt. Nur dichterischer  
Wille zwingt es in Bahnen und Formen. Dichten  
heißt: naiv-sein-können. Intellekt ist der Feind der  
Poesie. Kunst für alle! sei Postulat. So bleibt  
etwas dunkles, schweres zurück. Das steht wie  
Cherub an den Pforten zum Garten Eden.

Vorspiel im Kosmischen. Alle Handelnden in  
ihrer Stellungnahme zu einander. Der ungelebte  
Jüngling und das liebesehnende Weib. Die Dinge,  
Axt, Bank, Kreuz, als trotzig, eingebildete Eigen-  
willen, die sich zu der Untat hingeben. Aber schon  
hier zeigt sich die These, (ein Donnerschlag macht  
alles verschwinden!): Eine höhere Macht existiert.  
Ein einziger Wille. Über das Fatum hinaus. Be-  
schlossen in der All-Güte. In der Liebe.

Andreas, Gärtner, in biblischer Primitivität,  
Tolstoianer, Gottsucher, mild, tröstend; Martha, das  
Weib (warum nicht Eva?), breit, brünstigheiß,  
Flamme, Erdgeist, schönherrisch. Äußerlich lebend.  
Sie kennt nur Verlangen. Das Animalische unter  
dünner Kruste. Und wie es ausbricht, sind vier  
schuldig, weil sie sind. Johannes, der Geselle, in  
den Geheimnissen und Stürmen der Pubertät, Opfer  
des Verlangens des Weibes (und seines!) und der  
zerstörten Welt Andreas. Der glaubte, den „Satan-  
sturm“ mit einer Nacht voll Bibelsprüchen zu  
bannen. Was seine tragische Schuld bedeutet.  
Martha und Johannes, im Gefühl der Urgeschwister-  
lichkeit sich findend; leise romantisch, visionär das  
Mannblut. Ungehemmt, über Blasphemie, ja, Lüge,  
nur sinnliche Erfüllung erzwingend, Martha. Sie  
bekennen: Sind wir nicht all Gottes-Kinder? Andreas,



schwer, spät: Ihr seid's! Aber da er sie in heißer, roter Nacht, traumwandelnd, liegen sieht: die Axt? Nein! Hinweg! Traum zu spalten . . . . Wahnsinn zu zerhaun . . . . Streichholz des Traums . . . . Das Kreuz stürzt in seine Hände. Auf Johannes. Der: Dich hast gemordet, das Alte in dir; wer das kann, ist ohn Schuld. „Ich bin du.“ Ungeheure Flamme sprüht Katarakte Erkenntnis: Die Welt muß gestürzt werden . . . ., daß sie neu werden kann! Wir sind einzig, wenn wir die Verwandlung wollen. — und Lukas, der Schmied, Mephisto, zynisch, das Böse-wollende und letztlich doch das Gute zu erreichen. Werkzeug, Leid zu schaffen und durch Leid und Schmerz läuternd und befreiend sein. Doch auch die Dinge haben sich verschworen. Fratzenhaft verzerrt sinnen sie Vernichtung. Die harte Axt, die buhlerische Bank, das Kreuz, empörend um der angehängten Legende des Symbols der Liebe. Aber ihre Willen sind im letzten nur imaginär. Das Weltgesetz manifestiert sich durch die Konsequenz der äußeren Erscheinung. Alles ist bestimmt. Gezielt. Nichts geschieht, das nicht geschehen müßte. Nachspiel im All. (Urgletscher.) Symbolische Wiederholung des ganzen Geschehens: die Wesen stürzen den „Ewig-Gleichen“, das furchtbare Nivellieren, in den Orkus. Die vielgestaltigen Willen ein Wille. Im Willen zur Vereinigung die Erfüllung: Andreas nun endlich Martha. Johannes verzichtet: Spürt es, o spürts, ein neues Leben glüht verheißungsvoll über unsern Häuptern! Durch den Flammensturm der Verwandlung!

Realisierung der Idee mit dramatischen und (gesparten) theatralischen Mitteln. Höchste Intensität.

Sprache klar, knapp. Felsblöcke, klirrend vom geschlagenen Stahl und zitterndes Andante, fernhin verhauchend. Vielleicht etwas an Schönherr mahnend. Selten unglücklich. Ein expressionistisches Drama. Ein sinnliches und ein übersinnliches. Das sinnliche physiologisch begründet und durchgeführt. Die Gestalten Menschen und zugleich Typen, Werkzeuge zur Dialektik der Metaphysik. Im höheren Sinne Zwitter. Aber doch menschlich ergreifend. Ihr Suchen, Kämpfen und Leiden ist Spiegel der Zeit. Wir sehen die Ganzheit mikroskopisch. Durch das Brennglas ästhetisch-rationalistischer Weltanschauung. Geist ist entfesselt. Wird propagiert. Riesig. Transparente krallen sich in unsere Hirne. „Mensch, werde wesentlich!“ Abstraktion feiert Triumphe. Wir winden uns. Zu lang im Dunkel! Geblendet. Die Heiligkeit der Ekstase wird prostituiert als Sensation. Das Opfer mit Egoismus identifiziert. Oh . . . .!

Der indische Mystizismus lockt. Erlösung? Verirrung aus Verirrung? Aufstieg?! Der Brokat buddhistischer Lebensweisheit hemmt den Märchenflug. Es bleibt das Drama schwer zugängliche Frucht. Labyrinthisch für den, der sich in seine Gassen wagt. Aber das Märchen bleibt. Der Frühlingstag. Nicht alle gehen hinein. Weil sie nie selber Frühling waren. Nur immer Herbstzeitlosen auf Händen brannten. Hier bringt einer Primeln. Ein Dichter. Ein Mensch. Musiker. Seelensinfoniker. Wir wollen uns öffnen! Auf, Brüder!!

## Karl Lorenz / Die Kampfbühne in Hamburg

### DIE HAIDEBRAUT / KRÄFTE

Dramen von August Stramm

Uraufführung am 21. Oktober in der staatlichen Kunstgewerbeschule zu Hamburg

Lothar Schreyer bemüht sich, uns die Stramm'schen Dramen von der Bühne herunter beizubringen. Er verzichtet auf jeden äußeren Tand. Seine Bühne ist die illusionslose, die Bühne der Mitte. Diese Bühne ist keine Neuschöpfung Schreyers. Es ist dieselbe Bühne im Kleinen, die uns Reinhardt in seinen Zirkus-Spielen bereits gab. Vielleicht ist es schwerer, das neue Theater zu finden, als man glaubt. Der Spieler arbeitet mit oder ohne Illusion. Die einzigen zwei Möglichkeiten, Schreyer wählte die letzte. Mit welchem Glück? Es ist ein zweifaches Unglück! Die Heidebraut und Kräfte von August Stramm auf einen Spielplan bringen, heißt: Tag und

Nacht auf einen Stuhl setzen. Beides ist unmöglich. Die Heidebraut, der gewaltigste Schrei nach Freiheit und Licht. Kräfte, ein Spiel um ein bißchen Liebe. Einzige Bedeutung dieses Spiels: Die ganz in die Höhe geschraubte künstlerische Leistung. Die Heidebraut spricht zu uns, arbeitet für uns, baut voraus. Kräfte haben nur das rein künstlerisch Gute an sich.

Die Heidebraut: Schreyer hetzt uns gleich den ganzen Schwarm der Mitspielenden auf den Hals. Nicht ohne zu importieren. Die Eltern Maruschkas. Was kommen uns die an in den indien-verkröteten Tüll-Gewändern? Maruschka, diese



Einzigindiehaidehinausgeworfene, diese Einziginderhaideseiende, diese Elementarnatur, kräftig und Freiheitbeflügelt! Einzige Sehnsucht: Ihre Feldhütte! Und dann diese verknüllten Eltern? Ja, es sind Traum-Gestalten! Traum? Nein! Es sind die Stimmen, die taghell bis zur Erscheinung durchdringend, über Maruschka kommen. Erscheinung? Wo ist die Vision? Oder nur die visionäre Gebärde Maruschkas? Schreyer hat lange mit seinen Spielkameraden geübt. Diese lange Übung bringt uns nun aber dennoch nicht das: was sie uns bringen sollte: Das tathafte Zusammenspielen der Gestalten. Maruschka leidet. Laszlo leidet. Aber, es wird ja nicht der Wahnsinn, der den letzten Schrei in Maruschka aufbringt, der uns wirklich immer ganz mit sich fortreißt. Und die Brutalität Laszlos, wie kommt sie dünn und wasserbeinig daher? Ist das wirklich das, was Stramm uns gibt? Es ist nur ein kleines Milligrämmchen der großen auftürmenden Gewalt. Viele Gesten wirken kalt. Wirken unwirklich, nicht aus dem Leben erlebt geboren. Herrliche Leistung ist Maruschka in einigen kleinen Abschnitten. Durch die auffahrenden Gebärden flimmernder Handhinausspiele, durch kreisende Wirbel flammender Stirnpyramiden reißt uns die Maruschka mit, in die Haide, läßt uns die Maruschka ihre ganze Sehnsucht bis zum Schrei in die Seele fahren.

Kräfte: Lebendige Holzschnitte kurbeln vor uns herum. Schlittschuhlaufend turmeln die Gestalten hintereinander, umeinander. Das Spiel der Frauen ist letzte Kraft. Die Worte sind gedrängt und gewinnen. Das Herauspeitschen des Dus wird letzte Sendung. Die Leiden der Umeinanderherumliebenden. Das Schmachten in den andern hinein: Letzter Rausch. Es ist das Erste, es ist das Letzte, was menschliche Kraft hervorzubringen vermag. Liebe, treibend um den Andern, treibend um die Andere herumbuhlend. Ein Drama: letzter seelischer

Posaune. Hier ist der Anfang, hier ist das Ende, das einzig große Leben der illusionslosen Bühne. Es ist nicht das neue Drama! Es ist die neue Kunst, die neue Liebe! Dieses Drama braucht keine Illusion, es ist Illusion! Es ist in der Liebe das künstlerisch Höchste, Vollendetste. Kein Zuviel, kein Zuwenig. Was notwendig, ist da! Was überflüssig, kommt gar nicht erst auf. Hier sage ich: Es war ein Erfolg Schreyers. Nicht auf dem Gebiet des neuen Dramas, nein! auf dem Gebiet der neuen Kunst, auf dem Gebiet des neuen Theaters! Die Seele der Gestalter spielt tief, das Wort wird Fahne und Segel, vortreibend, Gebärde treibt mit dem Gefühl vereint. Höchste aus der Seele tiefemporgeborne Dramatik in einzelnen Szenen. Das Hinmorden durch aufgepeitschtes Wort, das Denandernerdrosseln nur mit dem gespickten Schrei.

Was in der Haidebraut Mangel, zu wenig Herauswölben, hier war es höchste Leistung: Spiel, Zusammenspiel, Insichemporleben!

Es war ein Versuch, ein Vorsturm auf das neue Theater und deshalb ein Erfolg!

Leider sind die nun kommenden Abende nicht in dem Maße Kampf, wie es von einer Bühne zu verlangen, die sich die große Fahne: Kampfbühne auf die Stirn gesetzt. Oder müssen wir heute noch für Goethe kämpfen, oder für Hölderlin? Und wenn Schreyer uns dann noch einen Gerstenberg und ein Krippenspiel aus dem Jahre 1589 auf den Tisch stellt, was sagen wir dazu? Ist es Kompromiß, Unsicherheit oder Unwissen um den neuen Kurs herum? Oder hat man Schreyer die Arme zu eng an den Leib gebunden? Weiß Schreyer wirklich nicht, wo das neue Drama liegt? Dann weg mit der großen Fahne: Kampfbühne! Entweder man kämpft und kämpft dann nur oder, man brütet auf alten Nestern! So ist es hoher Anfang und ein banges Ende!

### Alfred Flechtheim-Galerie Düsseldorf / Ausstellungskataloge

Die alle 14 Tage bis 3 Wochen erscheinenden illustrierten Kataloge werden Interessenten gegen Einsendung von Mark 7.50 für das halbe Jahr portofrei zugesandt. Man wende sich an die Galerie Flechtheim, Düsseldorf, Königsallee 34.

Der Cicerone schreibt: „Die Kataloge der Galerie Flechtheim geben nicht nur einen Führer durch die Ausstellungen dieser Galerie, sondern verabfolgen meist auch literarische Leckerbissen, die einmal für die Kunstentwicklung der Zeit historischen Wert bekommen werden. In diesem Sinne vereinigen sie mit einer Fülle von interessanten Hinweisen auf die Kunst der Gegenwart auch Beiträge zur rheinischen Kunstpolitik, die der Kunstfreund mit Interesse verfolgt. Den kleinen Katalogen sollte infolgedessen auch über Düsseldorf hinaus in den Kreisen der Sammler und Künstler Beachtung geschenkt werden.“



Verlag Die Sichel Regensburg Königshof

---

# Die Sichel

Monatsschrift für neue Dichtung und Grafik

Herausgeber: Josef Achmann/Georg Britting

## Bezugsbedingungen:

Einzelheft Mk. 1.50 / Vierteljahr Mk. 4.— / Jährlich Mk. 15.—

**Vorzugsausgabe**, auf gutem Papier, numeriert, von den Herausgebern handsigniert, mit einer handsignierten Originalgrafik in jedem Heft . . . . . jährlich Mk. 40.—

**Die Sichel** weist geistiges Leben als Totalität (Begeistigung der Politik, Buchbesprechung, Kritik, Philosophie . . .)

**Die Sichel** bringt als erste und einzige Zeitschrift der Welt auch literarische Schöpfungen übernationaler Zunge.

**Die Sichel** bringt in jedem Heft 7 bis 8 Originalgrafiken junger Kunst.

## Mitarbeiter sind:

Abusch / Achmann / Best / Frida Bettingen / Bruno Beje / Birkenbach / Kurt Boß / Georg Britting / van den Broecke / Däubler / Dietrich / Eberz / Eidlich / Eifold / Erbach / Edmund Fabry / Felixmüller / Gensecke / Erna Gerlach / Goetz / O. M. Graf / Hans Harbeck / Haringer / Hartig / Kurt Hegnide / Krasl / Karl Lorenz / Mignona / Pannwitz / Peuckert / Richter-Berlin / Reindl / Maria Reinhold / Rüger † / Mary Sachs / Anton Schnack / Friedrich Schnack / Schrimpf / Sendelbach / Tappert / Zarek

## Es erschienen an Sonderheften der Sichel:

**August:** Das expressionistische Ex libris / **September:** Bildnisse / **Oktober:** Landschaft  
**Dezember:** Die Mutter

Das Januarheft 1920 erscheint (als erstes des zweiten Jahrgangs) als Sonderheft: Josef Achmann

---

Verlag Die Sichel Regensburg Königshof



Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam

---

Bücher zur Kunst:  
Oskar Kokoschka  
von  
Paul Westheim

Eine Monographie mit zahlreichen Abbildungen

In Halbleinen Mark 22.—

*Das Buch über den größten deutschen Maler unserer Zeit. Von Kokoschka ging der erste mächtige Anstoß zur neuen Kunst Deutschlands aus, die Befreiung der Kunst von Naturalismus und vom malerischen Materialismus. Kokoschkas Bild erinnerte uns wieder an die unerbittliche seelische Wahrheit eines Matthias Grünwald, seine Graphik begann von neuem, wo einst Dürer begonnen, seine Landschaft trifft sich in ihrer mächtigen und innerlichen Einfachheit mit jener der alten süddeutschen Malerschulen. Westheims Buch über Kokoschka zeigt uns Bild für Bild einen Erneuerer der alten deutschen Meister, geboren aus dem neuen schöpferischen Empfinden unserer Zeit. 62 Abbildungen in denkbar sorgfältigster Reproduktion vermitteln dem Auge die Erfassung des Wendepunktes in der Geschichte der neuen deutschen Kunst, den Blick auf ein unzerstörbares Reich des tiefsten seelischen Erlebens und der wahrhaftigen Rechenschaftsablegung der Kunst. Eine Kokoschka-Monographie muß heute mehr als je das unentbehrliche Buch für jeden sein, der einen dauernden Wert in kommende Zeiten hinüberretten will.*

---

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam



Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam

---

Bücher zur Kunst:  
**Wilhelm Lehmbruck**  
von  
**Paul Westheim**

Eine Monographie mit 84 Abbildungen

Gebunden Mark 35.—

*Ein Epitaph auf den allzu früh dahingegangenen Künstler, der neben Barlach als der gewichtigste deutsche Bildhauer der jungen Kunstgeneration erscheint. Das Buch schildert den feinen, vornehmen Menschen, der, Sohn eines westfälischen Bergarbeiters, sich durch eine harte Jugend und entsagungsreiche Akademiejahre hindurchzuschlagen hatte zu der Eigenart seiner Kunst, die gewiß als das lebendigste und innerlichste Dokument jener „heimlichen Gotik“ anzusehen ist, von der Worringer spricht. In einer Darlegung, die sich, ihrer Verantwortung bewußt, jedes überflüssigen Wortes enthält, wird das Eigenartige der Persönlichkeit, die Sensibilität der Empfindung, das Bedeutsame der stilistischen Haltung entfaltet und die in dem Werk Lehmbrucks für die weitere Entwicklung unserer Bildhauerei schlummernden Möglichkeiten aufgezeigt. Mehr als 80 Abbildungen geben den ganzen Umkreis dieses Schaffens, das in seinem vollen Wert zu erkennen Aufgabe der kommenden Generation sein wird.*

---

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam



# NEUE BÜCHER

DES VERLAGS **PAUL CASSIRER** BERLIN W10

**DIE SICH ZU GESCHENKEN EIGNEN**

## DIE MALEREI IM XIX. JAHRHUNDERT

Entwicklungsgeschichtliche Darstellung  
auf psychologischer Grundlage von  
**MAX DERI**

Zwei stattliche Halbleinenbände  
**65 Mark**

Zwei verschiedene Gesichtspunkte können die Erörterung von Kunstwerken bestimmen. Das Kunstwerk kann entweder zum rein historischen Objekt der eigentlichen Kunstgeschichte werden oder es unterliegt als Träger innerseelischer Gefühle der psychologischen Betrachtungsweise. Das Werk Deris versucht in einem unumgrenzten Teilgebiet der europäischen Bildkunst diese zweite Einsichtungsart durchzuführen. Der erste Band des Buches erläutert die hier zum ersten Male zusammengefaßte Theorie an Werken von Manet, Courbet bis van Gogh, Picasso, Kandinsky und Liebermann. Ein Tafelband mit 200 Abbildungen ergänzt das Werk. Max Deri ist einer der bedeutendsten Interpreten bildkünstlerischer Eindrücke, seine vorbildlichen Vorträge im Dienste der aufblühenden Volkshochschulbewegung haben seiner Idee den Weg geebnet. Durch dieses Werk wird Deris Bedeutung als glänzender Vermittler seines neuen Systems bei der Betrachtung von Kunstwerken weit über den Kreis seiner Hörer hinausdringen.

**BERNHARD  
KELLERMANN**

## EIN SPAZIERGANG IN JAPAN

Mit Titelzeichnung von  
**KARL WALSER**

In schönem Halblederband nach einem  
Entwurf von Karl Walser  
**28 Mark**

In japanischem Pappband  
**18 Mark**

## SASSA YO YASSA JAPANISCHE TÄNZE

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen u. sechs einfarbigen Lichtdrucken  
nach Zeichnungen von Karl Walser

In Halbleder gebunden  
**20 Mark**

## DIE PRIMADONNA

Von  
**ADOLF WEISSMANN**

Mit mehreren Abbildungen im Text und  
24 zum Teil handkolorierten ganzseitigen  
Lichtdrucken

Umschlagzeichnung von Hans Meid  
In schönem Halbleinenband  
**45 Mark**

Wie in E. T. A. Hoffmanns Zauberbuch, aus dem die Gestalten, wenn sie der Stab berührt, lebendig aufstehen, springen die Bilder der Primadonnen verschiedenster Zeiten und Länder — der Patti, der Lucca, Jenny Lind, der beiden Garcias, Isabella Colbrand, der Mara, Arnould, Schroeder-Devrient, Krones — daß man sie zu sehen und zu hören glaubt, aus diesen Blättern. Aus ihrer Kette entwickelt sich die Gemeinsamkeit der Art, und die buntesten Schicksale und Charaktere zeigen sich verbunden, nicht nur durch den Beruf und die gemeinsame Kunst, sondern auch durch eine mitgeborene Verwandtschaft der Wesensart.

## DIE MEMOIREN DES HERRN VON SCHNABELEWOPSKI

von  
**HEINRICH HEINE**

Mit photolithographisch verkleinerten  
Abbildungen von  
**JULIUS PASCIN**

In handkoloriertem Pappband  
**30 Mark**

100 Exemplare in weißem Ziegenleder  
und handkolorierter Einbandzeichnung  
**100 Mark**

Die bereits früher durch eine beschränkte Auflage bekannt gewordenen Illustrationen Pascins zu Heines schöner Novelle erscheinen hier in einer verkleinerten Wiedergabe, weil der Wunsch, dieses seltene Buch einer wesensverwandten künstlerischen Gestaltung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, allgemein und immer dringlicher wurde. Der Verlag hat sich deshalb entschlossen, eine einfache Ausgabe herauszugeben, die trotz der verkleinerten Wiedergabe der Pascinschen Lithographien den Reiz dieses erlesenen Werkes behalten hat.

## DIE KUNST DES RADIERENS

Ein Handbuch von  
**HERMANN STRUCK**

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage  
Mit 121 Abbildungen im Text und 5 Originalradierungen von Max Liebermann, Edvard Munch, Paul Baum, Hermann Struck, Hans Meid, sowie einer Original-lithographie von Max Slevogt

**40 Mark**

Dieses Buch von Hermann Struck ist eine leicht faßliche Einführung in die Technik des Kupferstichs, der Radierung und der Lithographie. Ein Anhang gibt in summarischer Weise die für jeden Sammler und Kenner notwendigen Notizen über die Schwarz-Weiß-Künstler von Martin Schongauer bis zur heutigen Zeit. Dieser Auflage ist ein neues Verzeichnis beigegeben, das die hauptsächlichsten Schriften über die in dem Werke vertretenen und erwähnten Künstler unter besonderer Berücksichtigung der Oeuvre-Kataloge enthält. Druck und Ausstattung entsprechen den im Frieden hergestellten früheren Auflagen. Diese Neuauflage ist vermehrt um Reproduktionen von Graphiken Pechsteins, Meids, Jäckels u. a. als Vertretern der jungen Künstlergeneration.

## ALTE TIERFABELN

nach Karl Wilhelm Ramlers Fabellese  
(Leipzig 1783) mit 75 Steinzeichnungen von

**AUGUST GAUL**

Mit einer Einbandzeichnung von  
August Gaul

Gebunden **30 Mark**

Karl Wilhelm Ramlers Fabellese aus dem Jahre 1783 ist nie veraltet, weil die Welt, die sich in dem Buche spiegelt, nicht gestorben ist. Die altfritzische Sprache, mit der es seine ewigen Wahrheiten sagt, die allgemein menschlichen und die politischen, macht es doppelt wirksam, und die alte Schreibart der Worte verstärkt diesen Reiz, in dem sich zwei Zeitalter begegnen. Keinem andern war der Stoff der Tierfabeln so natürlich wie August Gaul. Nur er konnte hier mehr geben als ihren klaren einfachen Ton: ein wertvolles Stück seiner selbst in neuer äußerer Form. Zum erstenmal schließt er Wort und Bild im Buch zusammen und durch den seltenen Einklang von zwei künstlerischen Sprachen ist hier ein Werk zustande gekommen, das klassisch zu werden verdient.

In allen Buchhandlungen erhältlich / Ausführliche Verzeichnisse kostenlos auch vom Verlag